Jerusalem

Von
Sven Hedin

LEIPZIG: F. A. BROCKHAUS. 1918. PREIS M. 1.50



Phot.: Larssen.

Aufgangstreppe zum Heiligen Grab in Jerusalem.

Jerusalem

Von

Sven Hedin

Leipzig: F. A. Brockhaus. 1918.

Dieses Büchlein ist ein Auszug aus dem gleichnamigen Werk Sven Hedins, das im Juni 1918 erscheinen wird. Die große Ausgabe umfaßt gegen 400 Seiten mit etwa 150 Abbildungen und kostet geheftet 10 Mark, gebunden 12 Mark.

F. A. Brockhaus.

Inhalt.

1. Englands Kriegsziel im Orient.

Was ist Englands Ziel im Kriege gegen die Türkei? Es will seine Herrschaft über Ägypten befestigen und den Besitz Indiens sichern.

Aber glaubt ihr, England, das den Brand des Weltkriegs entzündete und die verheerende Glut zu seinem eigenen Vorteil lenken zu können meinte, werde sich mit den ungeheuren Gebieten begnügen, die es bereits durch Gewalt oder List andern Völkern geraubt hat? Ein Reich wie dieses kann nur durch immer neue Eroberungen zusammengehalten werden. Breitet die Weltkarte vor euch aus, bezeichnet die britischen Besitzungen mit den Jahreszahlen ihrer Eroberung — und dann entscheidet, ob diese Behauptung wahr ist oder nicht.

Englands Ziel geht weiter: Ägypten soll mit Indien durch eine Brücke verbunden werden, deren Landmasse zehnmal so groß ist wie mein Vaterland Schweden! Von Suës und der Wüste Sinai haben sich englische Kolonnen an Jerusalem herangearbeitet — sie werden sich auch durch die Taurischen Gebirge nicht aufhalten lassen. Dort wollen sie mit den Kampfgenossen zusammentreffen, die auf dem Weg durch Mesopotamien bereits Basra, Bagdad und Samarra hinter sich gelassen haben.

Durch die Landung in Dschidda und die Einverleibung von Mekka ist Arabien bereits in englischer Gewalt, und bleischwer lastet nach der russischen Katastrophe Englands Hand auf Persien.

Die Brücke zwischen Ägypten und Indien ist also tatsächlich schon geschlagen! England ist glücklicher Besitzer der heiligsten Orte des Islam: Mekka, Kerbela und Nedschef, und selbst die Stadt auf Zions Berg ist ihm schon zur Beute gefallen.

Damit erreicht England auch sein zweites Ziel: Es durchschneidet die Bagdadbahn und hemmt das Vordringen des deutschen Handels nach dem Orient.

Als es den Engländern in einem früheren Abschnitt des Krieges schlecht ging, versprachen sie mit schmeichelnden, verführerischen Worten dem Weißen Zaren die Dardanellen und Konstantinopel. Ist jemals ein Ehrenwort treuer gehalten worden? Als der Friedenswille des Zaren für Englands Pläne gefährlich zu werden drohte, hieß es einfach: Hinunter mit ihm auf den Müllhaufen! Glaubt heute noch ein Tor in dieser sonst so einfältigen Welt, daß Rußland jemals den Rauch Konstantinopels erblicken werde? Nein! Von jeher beherrschte die englischen Eroberer der eine Gedanke: Nur die Fahne Britanniens soll über den Moscheen von Stambul flattern!

Das von dem englischen Handlanger Venizelos unterminierte Griechenland, dessen Thron ein tapferer König aufgeben mußte, um einem willigen Kronprinzen Platz zu machen, dient mit allen Inseln des Archipels als Stütz- und Ausgangspunkt für weitere Unternehmungen gegen Konstantinopel und das Schwarze Meer. England hat seine Verbündeten immer nur zur Erreichung selbstsüchtiger Ziele mißbraucht. Bundesgenossen, Gegner, Schützlinge — alle werden sie gleich behandelt. Zweifellos liegt etwas Großartiges in diesem rücksichtslosen Streben, auf Kosten aller andern die Herrschaft über die ganze Welt an sich zu reißen.

Jetzt ist England dabei, sich von einer andern Seite her des gemarterten russischen Freundes anzunehmen, der auch in früheren, wohlbekannten Fällen einer der Haupttrümpfe in dem englischen Spiel gewesen ist. Irregeführte Tröpfe glauben, die skandinavischen Staaten, die hier im Wege liegen, würden mehr Schonung finden als Griechenland. Sie werden furchtbar erwachen, wenn erst die Totenglocke über ihnen läutet! Denn auch hier geht Englands Weg über gestürzte Throne, zerschlagene Königskronen und zerfleischte, ausgehungerte Völker.

Das einzige, was die Welt von diesem Vampyr befreien kann, ist Deutschlands siegreiches Schwert!

2. Das Land des Hohen Liedes.

Da breitet es sich vor mir aus, Syrien — das Esch-Scham der Araber, das Surija der Türken, die alte römische Provinz Syria — mit seinen Gebirgen und seinen an weltgeschichtlicher Erinnerung so reichen Tälern. Werfen wir einen flüchtigen Blick darauf, ehe die Sonne untergeht!

Syrien liegt zwischen dem Mittelmeer im Westen, dem Euphrat und der syrischen Wüste im Osten, dem Amanus und Taurus im Norden und der Grenze Ägyptens und dem Hedschas im Süden. Das ganze Land erfüllen nach Süden gerichtete Gebirgszüge; sie bilden eine Brücke vom Taurus nach dem Hochland Westarabiens und einen Wogenbrecher zwischen Mittelmeer und syrischer Wüste. Die höchsten Erhebungen zeigt das syrische Gebirge im Libanon (3068 Meter) und im Antilibanon (2759 Meter). Morphologisch betrachtet ist Syrien ein Hochland, dessen Kalk- und Sandstein der Kreide- und der Tertiärperiode angehören und hier und da von eruptiven Gebirgsarten überlagert sind. Ereignisse zweiter Ordnung haben diesem Hochland ein mannigfaltiges, oft scharf ausgeprägtes Relief gegeben; man betrachte nur die südnördliche Senkung, die sich von der Akababucht über das Tote Meer durch das Jordantal und zwischen Libanon und Antilibanon hinaufzieht. Dieser Graben teilt das syrische Hochland in zwei Hälften; die westliche fällt ziemlich schroff gegen das Mittelmeer ab, die östliche geht allmählich in die syrische Wüste über. Der westliche Gebirgszug wird scharf von Mittelmeerküste und Jordantal begrenzt und von den Flüssen Orontes und Leontes durchbrochen; den östlichen, zu dem die Hochländer Hermon und Moab gehören, durchbrechen der Barada und der Jarmuk.

Der Spiegel des Toten Meers liegt 394 Meter unter dem des Mittelmeers; von ihm bis zu den Spitzen des Libanon zeigt Syrien das Klima fast aller Erdzonen. Auf den Höhen des Libanon und Hermon liegt ewiger Schnee. Auf den westlichen Bergen hält sich der Winterschnee einen Tag, auf den östlichen

mehrere Tage; in El-Ghor, der Jordansenkung, aber hat es niemals geschneit. Die Berge fangen die Feuchtigkeit des Mittelmeers auf; sie tritt in Form von Quellen, Bächen, Flüssen und Seen wieder zutage. Die Regenmenge nimmt von Norden nach Süden und von Westen nach Osten ab. Die Regenzeit beginnt Ende Oktober und dauert bis Ende März oder Anfang April; die heiße und trockene Jahreszeit herrscht von Ende Mai bis Ende Oktober. Der Frühling zwischen beiden ist sehr kurz. Der vom Meer kommende Westwind bringt den Winterregen, während im Sommer Niederschläge, Wolken und Stürme unbekannt sind. Denn dann herrscht regelmäßiger warmer Nordwest, der auf erhitzte Luftschichten stößt und deshalb keinen Regen erzeugt. Die trockenen Wüstenwinde — man nennt sie wie in Italien Schirokko, auf arabisch Scherkije — wirken erschlaffend und ausdörrend und erzeugen Fieber. Im allgemeinen ist jedoch das Klima gesund. Zwischen Tag und Nacht, Winter und Sommer, Berg und Tal bestehen große Temperaturunterschiede. Von den Palmenhainen Jerichos zu den Schneefeldern des Libanon ist soviel wie eine Reise vom Äquator nach dem Nordpol.

Öde und verbrannt lag das Land vor mir. Im Sommer ist es nie anders. Zur Regenzeit aber zaubert der Boden das üppigste Grün und die herrlichste Blumenpracht hervor. Der Waldbestand war auch im Altertum nie stärker als heute, wohl aber verstand man damals die Fruchtbarkeit des Bodens besser auszunützen. Denn da, wo heute die Wüste brennt, wie östlich von Palmyra, findet man Ruinen alter Städte. An Bäumen hat Syrien mehrere Eichenarten, Ilex und Terebinthen, den Johannisbrotbaum, Buchsbaum, Kiefern, Zypressen, Platanen, Ölbäume und Akazien. In den Gärten reifen Aprikosen, Feigen, Apfelsinen, Zitronen, Granatäpfel, Walnüsse, Maulbeeren, Pistazien und Mandeln. In Jericho wächst die Dattelpalme. Am ergiebigsten aber ist die Oliven- und Weinernte. Von Getreidearten sind die wichtigsten Weizen, Korn und Mais. Der Ertrag der Gemüsegärten ist besonders reich.

Die Bevölkerung ist vorwiegend semitisch und mohammedanisch. Im Norden wohnen Araber und Beduinen, wenige Türken und kurdische und turkmenische Nomadenstämme, in Beirut Griechen, in Damaskus Araber, in Hauran Drusen und in Palästina Juden. Syrische Christen sind sehr zahlreich, aber die herrschende Sprache ist das Arabische. Die Semiten waren Jahrtausende hindurch die Vermittler zwischen Orient und Okzident; sie wurden die religiösen Führer der Menschheit, haben die größten Propheten der Welt hervorgebracht, und unter ihnen entstanden die drei monotheistischen Religionen.

Schon die geographische Lage sicherte Syrien eine ungewöhnliche geschichtliche Bedeutung. Es ist die Brücke zwischen Asien und Europa, zwischen Afrika und Asien, zwischen Westasien und Ägypten, zwischen Euphrat und Nil, zwischen den Mittelmeerländern im Westen und den syrischen, babylonischen, persischen und indischen Reichen im Osten. Es verbindet Okzident und Orient.

Diese Lage machte es zum Tummelplatz des Krieges, des Handels und religiöser Strömungen, und es hat in Westasien eine ähnliche Rolle gespielt wie Belgien in den großen Kriegen Westeuropas. Die Straße vom Euphrat über Damaskus und Gasa nach Ägypten ist eine der ältesten auf der Erde. In Syrien wüteten die ersten Weltkriege zwischen Ägyptern und Assyriern. Nach dem Fall des babylonischen Reiches wurde es eine persische Provinz, und im Jahre 332 v. Chr. zog Alexander der Große hier durch auf dem Wege nach Ägypten. Im Jahre 65 wurde Syrien von Pompejus und im Jahre 40 von den Parthern erobert. Unter der Herrschaft Roms bildete es lange die Provinz Syrien, von der Palästina im Jahre 67 n. Chr. als eine besondere Provinz abgetrennt wurde. Im Jahre 612 kamen unter Khosroes II. die Perser zurück, wurden aber 634 durch die Araber verdrängt. Zwischen 1070 und 1085 herrschten die seldschukischen Türken zu beiden Seiten des Orontes und Jordan. Im Jahre 1098 sank die grüne Fahne des Propheten, und das Kreuz, das Symbol der Christenheit, erhob sich wieder über der Stadt Davids und Syrien.

1187 aber vertrieb Sultan Saladin die Kreuzfahrer, die nur noch einige Küstenstreifen ein Jahrhundert lang behaupteten. Dann machten 1240 die Chorasmier einen Einfall. Zwanzig Jahre später wurde das Land von den Mongolen überschwemmt, und im Jahre 1400 fuhr Timur mit den Tataren wie ein Wüstensturm über das Land, das kaum Zeit gehabt hatte, aufzuatmen. Zuletzt kamen die Türken, die heutigen Herren. Gegen sie zog 1799 Bonaparte zu Felde, und im jetzt wütenden Weltkrieg benutzen England und Frankreich das Land als ein Einfallstor in die asiatische Türkei.

Seit Jahrzehnten hatte auch eine friedliche Invasion von Europa aus begonnen. Vor den Toren Jaffas wuchsen die europäischen Stadtviertel, die deutschen Tempelkolonien blühten, und der Zionismus lockte immer neue Scharen von Juden in das Gelobte Land, von dem der Herr zu Moses sprach: „Gehe auf das Gebirge Abarim, auf den Berg Nebo, der da liegt im Moabiterland, gegenüber Jericho, und schaue das Land Kanaan, das ich den Kindern Israel zum Eigentum geben werde."

Das Alte Testament, vor allem die Psalmen singen in hohen Tönen den Preis dieses Landes. Nirgends aber malt sich die Schönheit seiner Natur in glühenderen Farben als in dem von Erotik gesättigten Hohen Liede Salomos. Denn nur mit den strahlenden Bergen und üppigen Tälern Syriens und Palästinas, mit ihrem Tierleben, ihrer Blumenpracht und ihren schwellenden Früchten vergleicht der Liebende den Gegenstand seiner großen Sehnsucht. Dieser ganze bezaubernde Liebeshymnus ist zugleich eine Verherrlichung der Schönheit des Heiligen Landes:

„Ich bin eine Blume zu Saron und eine Rose im Tal. Stehe auf, meine Freundin, meine Schöne, und komm her! Denn siehe, der Winter ist vergangen, der Regen ist weg und dahin; die Blumen sind hervorgekommen im Lande, der Lenz ist herbeigekommen, und die Turteltaube läßt sich hören in unserm Lande; der Feigenbaum hat Knoten gewonnen, die Weinstöcke haben Blüten gewonnen und geben ihren Geruch. Stehe auf, meine Freundin, und komm, meine Schöne, komm her! Meine Taube in den

Felsklüften, in den Steinritzen, zeige mir deine Gestalt, laß mich hören deine Stimme; denn deine Stimme ist süß, und deine Gestalt ist lieblich.

„Bis der Tag kühl wird und die Schatten weichen, kehre um; werde wie ein Reh, mein Freund, oder wie ein junger Hirsch auf den Scheidebergen.

„Siehe, meine Freundin, du bist schön! Siehe, schön bist du! Deine Augen sind wie Taubenaugen zwischen deinen Zöpfen. Dein Haar ist wie eine Herde Ziegen, die gelagert sind am Berge Gilead herab. Komm mit mir, meine Braut, vom Libanon, komm mit mir vom Libanon, tritt her von der Höhe Amana, von der Höhe Senir und Hermon, von den Wohnungen der Löwen, von den Bergen der Leoparden!... Ein Gartenbrunnen bist du, ein Born lebendiger Wasser, die vom Libanon fließen.

„Stehe auf, Nordwind, und komm, Südwind, und wehe durch meinen Garten, daß seine Würzen triefen! Mein Freund komme in seinen Garten und esse von seinen edlen Früchten... Ich bin hinab in den Nußgarten gegangen, zu schauen die Sträuchlein am Bach, zu schauen, ob der Weinstock sproßte, ob die Granatbäume blühten....

„Dein Hals ist wie ein elfenbeinerner Turm. Deine Augen sind wie die Teiche zu Hesbon am Tor Bathrabbims. Deine Nase ist wie der Turm auf dem Libanon, der gen Damaskus sieht. Dein Haupt steht auf dir wie der Karmel.

„Komm, mein Freund, laß uns aufs Feld hinausgehen und auf den Dörfern bleiben, daß wir früh aufstehen zu den Weinbergen, daß wir sehen, ob der Weinstock sprosse und seine Blüten aufgehen, ob die Granatbäume blühen; da will ich dir meine Liebe geben."

3. Nach Damaskus.

Nach meiner Rückkehr von Bagdad verweilte ich in Aleppo nur zwei Tage, um die notwendigsten Vorbereitungen zur Weiterreise zu treffen und einen neuen Paß zu erhalten. Dann brachte mich Sale, mein treuer Begleiter auf meiner Bagdadreise, am 1. Juli zur Bahn. Hier verabschiedeten wir uns, denn Sale

mußte in seine Heimat zurückkehren, und er wischte sich mit dem Zipfel seines Turbans manche Träne aus den Augen, als ich den Zug bestieg, der mich zunächst durch das breite Tal des Orontes zwischen Libanon und Antilibanon hinauf nach Baalbek bringen sollte, der uralten Stadt, die in 1150 Meter Höhe auf der Wasserscheide der beiden Flüsse Orontes und Leontes liegt. Die Quellen beider Flüsse sind nahe beieinander, der eine aber strömt nach Süden, der andere nach Norden, und ihre Mündungen liegen 310 Kilometer voneinander entfernt. Die gewaltige Mauer des Libanon zwingt sie zu diesem Umweg, bis ihnen an dem äußersten Ende des Gebirgssystems der Durchbruch gelingt.

In Baalbek blieb ich mehrere Tage, um die dortigen Ruinen zu bewundern, besonders die Reste des Jupitertempels und den Bacchustempel, eines der besterhaltenen Denkmäler römischer Vorzeit in ganz Vorderasien. Doch habe ich den Lesern, die mich auf meiner Reise nach Bagdad, Babylon und Ninive begleiteten, so viel schon an Ruinen zugemutet, daß ich meinen Eindrücken von Baalbek nur in der großen Ausgabe dieses Buches ein Kapitel widmen will.

Auch an den paradiesischen Landschaftsbildern der Fahrt über den Antilibanon muß ich meine Leser geschlossenen Auges vorüberführen. Ich beginne meine Schilderung erst mit dem Augenblick, als der gestopft volle Militärzug auf dem Beramkebahnhof in Damaskus hält und ich den engen Postwagen verlasse, in dem man mich zwischen Briefsäcken und türkischen Beamten untergebracht hatte. Das war am 5. Juli 1916, abends um 1/2 6 Uhr.

In Aleppo hatte ich zwei österreichische Schwestern des Roten Kreuzes kennen gelernt, die Oberschwester Gräfin Wittgenstein und die Wienerin Sophia Wachner, Mitglied des Königlichen Schauspielhauses zu Berlin. Wir waren gemeinsam nach Damaskus aufgebrochen und begaben uns nun zusammen zum Viktoriahotel am Baradakanal, dessen Besitzer, Herr Pietro, ein stockblinder Dalmatiner, uns militärisch kurz angebunden unsere Zimmer anwies, vorausgesetzt, daß wir den augenblicklich hohen Preis von 75 Piaster (fast 15 Mark) für den Tag zahlen wollten. Der

größte Teil des Hauses war vom Stab des türkischen Oberbefehlshabers Dschemal Pascha belegt, und wir waren froh, noch so gut unterzukommen.

Die Zimmer der österreichischen Damen wie auch meines hatten Balkone mit schönem Ausblick auf die Kanalstraßen, den Serai, das Beramkeviertel und den Anfang der Straße, die zur Vorstadt Salehije im Nordwesten führt. Vor den Zimmern her lief nach der Treppe zu ein langer Gang, der sich an mehreren Stellen zu orientalisch geschmückten, behaglichen Salons erweiterte. Ich erwähne diese Geringfügigkeiten, weil diese meine Hotelwohnung in Damaskus für mich einen doppelten Erinnerungswert gewann: Hier lernte ich den kraftvollen Befehlshaber Syriens, Dschemal Pascha, kennen, und hier schwebte ich in Todesgefahr, als mich zwei Tage nach meiner Ankunft das Sumpffieber (Malaria tropica) überfiel.

Damaskus ist die größte Stadt der asiatischen Türkei. Während Smyrna bei Beginn des Weltkriegs auf 250000 Einwohner ohne die Vorstädte geschätzt wurde, zählte Damaskus im Jahre 1912 deren 300000. Seine stolzen und ziemlich unzivilisierten Bewohner — vier Fünftel von ihnen sind Mohammedaner — halten die Stadt auch für die älteste der Erde. Wer will die Richtigkeit dieser Behauptung bestreiten? Die Lage von Damaskus ist ja so, daß die Natur gleichsam selbst die Stadt geschaffen zu haben scheint. Die Ebene El-Ghuta, deren fruchtbares Land von den Strömen des Antilibanon bewässert wird, von denen der größte, Barada, beim Austritt aus dem Gebirge sich in sieben Arme teilt, die sich wieder nach Aussage der Damaszener nach und nach in 365 Kanäle spalten, um 30000 Gärten zu bewässern, ist zwar durch die gewaltigen Mauern des Libanon, des Antilibanon und des Hermon vom Mittelmeer getrennt, grenzt aber im Osten an das Meer der syrischen Wüste, die als ein Teil Innerarabiens von jeher für Damaskus dieselbe Bedeutung besaß wie das Mittelmeer für Tyrus und Sidon, Beirut und Jaffa. Denn wie seit der Zeit der Phönizier die Kiele der

Schiffe die Wogen des Weltmeeres durchpflügten, so sind über das Meer der Wüste, lange bevor Thotmes III. vor bald viertausend Jahren Damaskus eroberte, große Handelskarawanen nach dieser Stadt gezogen von Ägypten, Jemen und Nedschd, von Babylon, Ninive und Kleinasien.

Man muß die hoffnungslose Öde und den erstickenden Sonnenbrand der syrischen Wüste kennen gelernt haben, um zu begreifen, was es heißt, auf den endlosen Straßen von Der-es-Sor, Bagdad oder der Nefud her endlich im Westen beim Untergang der Sonne die Umrisse des Hermon und Antilibanon auftauchen zu sehen. Welche Erquickung, nach wochen-, vielleicht monatelangem Aufenthalt in glühender Sonne, durch Gärten, Parks und Haine, durch Blumen- und Gemüsegärten zu reiten, an fruchtbaren Äckern und stattlichen Pappelalleen vorüber, wo das Wasser der Kanäle die Wurzeln der Feigenbäume berieselt und hinter den grünen Gartenmauern Aprikosen und Granatäpfel leuchten.

Auf drei Seiten ist Damaskus von Bergen umgeben. Die Höhen im Westen verbinden den Hermon mit dem Antilibanon, dessen Ausläufer auch gegen den Nordwind Schutz gewähren. Den südlichen Horizont schließen vulkanische Berge ab. Nur im Osten, nach der syrischen Wüste zu, ist das Land offen; Damaskus liegt also wie in einer Bucht des Wüstenmeeres und ist der Hafen, dem die Schiffe der Wüste, die Dromedare, zusteuern. Hier ist die Grenze zwischen Kultur und endloser Dürre, wo nur Steppenpflanzen ein ärmliches Leben fristen. Damaskus, „das Auge des Orients“, wie der römische Kaiser Julian es nannte, war der äußerste Vorposten der ganzen Mittelmeerwelt auf dem Wege nach Indien und dem fernen Osten. Drei große Karawanenstraßen gingen von hier aus, eine nach Südwesten durch Galiläa nach Ägypten, eine gen Osten nach Bagdad, und die dritte nach Süden, die Pilgerstraße nach Mekka.

Viertausend Jahre Weltgeschichte sind über Syrien dahingezogen. Zivilisationen und Kulturen kamen und gingen; gleich ungeheuren Meereswogen brausten Rassen und Religionen über

Vorderasien einher. Das reiche Memphis, das stolze Ninive und das strahlende Babylon haben nacheinander Damaskus unterjocht. Sie selbst sind fast verschwunden vom Erdboden, aber Damaskus, das Esch-Scham der Araber, stand wie ein unerschütterlicher Fels im aufgeregten Meer. Von Baalbek, Palmyra und Petra künden nur noch Ruinen. Damaskus aber, das schon uralt war, als jene syrischen Großstädte gegründet wurden, blüht in immer neuer Jugend. In seinen Basaren begegnen sich noch heute die Kaufleute dreier Weltteile. Es gleicht einer ewigen Lampe, deren Flamme wohl zeitweilig kleiner wird, aber nie erlischt und immer wieder zu neuem weltgeschichtlichen Glanze aufflammt.

4. Die Moschee der Omaijaden.

Jahrtausende schon hatte Esch-Scham unter wechselndem Geschick bestanden, aber nie solche Bedeutung errungen wie in dem Jahrhundert, in dem die mächtige Kalifendynastie der Omaijaden die Welt beherrschte. Ihr Begründer, Moawija I., machte Damaskus zu seiner Residenz, und einer seiner Nachfolger, der Kalif Walid (705—715), erbaute dort die Omaijadenmoschee, eines der berühmtesten Gotteshäuser der mohammedanischen Welt. Der Platz, auf dem sie errichtet wurde, war von alters her überirdischen Mächten geweiht. In heidnischer Zeit stand dort ein Tempel, den die römischen Eroberer im selben Stil umbauten wie den Sonnentempel in Palmyra. Reste der alten römischen Säulen, Kapitelle und Teile des Architravs sind noch erhalten. Kaiser Theodosius I. (379—395) verwandelte den Tempel in eine christliche Kirche und nannte sie nach Johannes dem Täufer. Als im Jahre 635 die Araber unter Abu Ubeida Damaskus belagerten, gelang es einem ihrer Feldherrn, Chalid ibn Walid, die Mauer zu übersteigen und seinen Truppen das Osttor zu öffnen. Da ergaben sich die Griechen und öffneten freiwillig auch die übrigen Tore. Chalid betrachtete daher nur die Ostseite der Kirche als erobert und ließ den Christen die andere Hälfte. Der Kalif Walid aber nahm die ganze Kirche in Beschlag und bestätigte dafür den

Christen ihr Besitzrecht an mehreren andern Kirchen in und vor der Stadt. Im Jahre 705 begann er den Umbau der alten Basilika. Griechische Architekten und Künstler wurden aus Konstantinopel berufen. Man nahm Säulen von alten römischen Denkmälern in Syrien, und zur Ausschmückung des Innern wählte man die kostbarsten Mosaike, Marmorplatten und Goldornamente.

Die Kirche bildet ein riesiges Rechteck; das Mittelschiff ist von den beiden Seitenschiffen durch zwei Reihen korinthischer Säulen getrennt. Von der ursprünglichen mohammedanischen Herrlichkeit ist heute vieles verschwunden. Die Gebetsnische an der Südmauer ist ein Meisterwerk in Stein und Mosaik. Ebenso das Marmorgrab Johannes des Täufers, ein sarkophagähnliches Kenotaph unter einem eigenen kleinen Marmordom mit vergitterten Fenstern; über diesem christlichen Heiligtum schwebt der vergoldete Halbmond des Islam.

Als ich zum erstenmal am Ramasanabend von der breiten, dunklen Basarstraße der Buchhändler her durch die alte Säulenhalle im Westen den weiten Moscheehof betrat, erstrahlten seine doppelten Arkaden im Lichte von tausend Öllampen, und um die Balkone der drei Minarette rankten sich gleichfalls schimmernde Lichtgirlanden. Die Moschee war dicht gefüllt von Gläubigen aus nah und fern. Da stand ein Scheik an einer Säule und erzählte andächtigen Lauschern von den Schülern des Propheten. Da saßen graubärtige Wüstenaraber und unterhielten sich flüsternd, und Pilger, die von weither gekommen waren, aus Jemen oder Oman, bewunderten die Pracht des Tempels und den festlichen Glanz der Lampen, die zur abendlichen Gebetsstunde aufleuchteten.

Über der Kreuzung des Lang- und Querschiffes der alten Basilika erhebt sich auf achteckigem Unterbau die hohe Kuppel, deren Wölbung die Namen der ersten vier Kalifen, Abu Bekr, Omar, Otman und Ali, trägt. Über einem Portal in der Südmauer aber, das, gleich dem Südostturm und der westlichen Säulenhalle, seit der Zeit des Kaisers Theodosius unverändert geblieben ist, liest man die alte griechische Inschrift: „Dein Reich, o Christus, ist ein Reich für alle



Phot.: Larsson.

Damaskus von Salehije aus gesehen. In der Ferne die Syrische Wüste.



Omaijaden-Moschee in Damaskus.

Ewigkeit, und deine Herrschaft währt von Geschlecht zu Geschlecht", und das südöstliche Minarett, das auf den Zinnen eines alten viereckigen Turmes seine schlanke Spitze zu den Sternen emporreckt, heißt Medinet Isa, das Jesusminarett. Wenn der Jüngste Tag herannaht, wird — nach einer damaszenischen Sage — der falsche Messias, der Antichrist, von Chorassan mit einem Gefolge von 70000 Juden nach Jerusalem kommen und sich als Christus ausrufen lassen. Dann aber wird von einer Himmelswolke Jesus auf die höchste Galerie von Medinet Isa herabschweben, um in Menschengestalt nach Jerusalem zu wandern. Dort holt er drei Steine und geht mit diesen zum Jordan hinab. Den ersten Stein wirft er im Namen des Gottes Abrahams gegen den Antichrist, den zweiten im Namen des Gottes Isaaks, den dritten im Namen des Gottes Jakobs. Er tötet den Antichrist, und entsetzt verbergen sich die Juden hinter Hügeln und Felsen. Aber die Steine und die Felder schreien laut und verraten ihr Versteck, und sie werden alle getötet. Dann kehrt Jesus wieder nach Jerusalem zurück, um dort ein Friedensreich zu errichten. Wenn er aber zum zweitenmal den leiblichen Tod gestorben ist, hat die Stunde des Jüngsten Gerichts geschlagen.

5. Am Grabe Saladins.

Unmittelbar vor der Nordwestecke der Omaijaden-Moschee steht inmitten eines Parks ein schönes Mausoleum mit Kuppeldach. Es ist das Grab des berühmten Sultans Saladin, des Besiegers der Kreuzfahrer, der am 4. März 1193 in Damaskus starb. Die Wände des Mausoleums sind mit prächtigen Mustern blauer und weißer Fayence bedeckt; das Grabmal aus weißem Marmor ist mit Blumenmotiven und eingelegten farbigen Steinen köstlich verziert. Zu Häupten liegt Sultan Saladins Turban auf einer Decke aus grünem Sammet mit Goldfransen; daneben unter Glas ein silberner Kranz, ein Geschenk Kaiser Wilhelms aus dem Jahre 1898, der seiner Bewunderung für den großen Sultan auch durch die Stiftung einer kostbaren silbernen Lampe Ausdruck gab, die

über dem Grabstein schwebt. Neben dem Sultan ruht unter einem einfacheren Denkmal sein Minister. In der Grabkammer sitzt beständig ein Priester und betet für den Entschlafenen.

Als ich eines Tages mit einer Zeichnung des Grabes beschäftigt war, traten zwei vornehme Männer ein; sie hatten die Hände flach auf der Brust gekreuzt und gingen langsam und in gebückter Haltung an das Kopfende des Grabmals heran, wo sie eine kurze Andacht verrichteten. Der ältere der beiden mochte fünfzig Jahre zählen. Sein Blick war freundlich und würdig, seine Nase edel geformt, und sein dichter Spitzbart noch schwarz. Auf den Schultern trug er einen dünnen schwarzen „Kumbez“ oder Mantel, auf dem Kopf einen weißen, goldgestickten Seidenturban. Der Name dieses Mannes wird sicher seinerzeit noch oft genannt werden. Es war der vom türkischen Sultan neu ernannte Scherif von Mekka. Der andere, kaum dreißig Jahre alt, eine hohe Gestalt mit blitzenden schwarzen Augen, ganz in dünne weiße Seide gekleidet, war der Sohn des Scherifs, der Schwiegersohn des Sultans. Ihn traf ich tags darauf beim deutschen Konsul und staunte über seine genaue Kenntnis europäischer Verhältnisse, sein fließendes Englisch und sein ziemlich gutes Deutsch.

Die beiden Männer standen im Begriff, eine eigenartige, geschichtlich bedeutsame Reise anzutreten. Auf der Hedschasbahn sollten sie nach Medina fahren und von dort noch 360 Kilometer durch Gebirge und Steinwüste nach Mekka wandern. Die Engländer aber hatten soeben den wohlüberlegten Schachzug getan, in Dschidda Truppen zu landen und sie nach Mekka zu schicken, um dem dortigen rebellischen Scherif in seinem Unabhängigkeitskampf gegen den Sultan beizustehen.

Wer Mekka besitzt, hat einen großen Einfluß auf die ganze mohammedanische Welt. Der neue mit Hilfe der englischen Bajonette eingesetzte Kalif ist nichts anderes als ein Werkzeug zur Ausdehnung der englischen Herrschaft über die Welt des Islam. Heute reicht das neue englische Kalifat von den Sundainseln bis zu den Säulen des Herkules, und die Macht des Sultans hat in Mekka

aufgehört. Wie lange aber diese Herrlichkeit dauern wird, ist eine andere Frage; sie ruht gewiß auf noch schwächeren Füßen als das englische Weltreich selber. Wenn erst das Ansehen Großbritanniens völlig zerstört ist, während die Türkei an der Seite des siegreichen Deutschlands steht, wird der neue Scherif, der vor seiner Reise den Manen des Sultans Saladin seine Huldigung darbrachte, sein hohes Amt auf einer gerechteren Grundlage aufbauen als der törichte Rebell im Dienste Englands.

6. Basarleben.

Trotz seines beispiellos hohen Alters ist Damaskus arm an Denkmälern der Architektur, und von der antiken Schönheit, in deren Reichtum man in Baalbek schwelgt, ist hier nichts vorhanden. Denn die wenigen römischen Säulen, die an der Moschee der Omaijaden Verwendung fanden, sind zwischen neuen Häusern und Winkeln und Ecken der Basare derart eingeklemmt, daß man sie kaum bemerkt. Was sich sonst an Gebäuden durch künstlerische Architektur auszeichnet, ist alles arabisch. Unter den zweihundertundfünfzig Moscheen und Medresen (geistlichen Hochschulen für Theologie und Rechtswissenschaft) sind viele außen und innen durch Harmonie der Linien und Farben sehr ansprechend, besonders wenn im Wirrwarr der engen Gassen ihre Kuppeln und Minarette den wirksamen Abschluß einer Straße oder Seitengasse bilden. Doch ist Damaskus wegen seiner vielen prachtvollen Privathäuser berühmt. In den letzten Jahren sind besonders im Nordwestteil der Stadt zahlreiche europäische Häuser entstanden. Dschemal Paschas Wohnung ist fast ganz europäisch. Der deutsch-ottomanische Klub, in dem ich angenehme Stunden verbrachte, könnte sich ebensogut in einer Stadt Westeuropas befinden. Die ganze Straße, die am Hotel Viktoria vorbei nach Salehije führt, trägt westeuropäisches Gepräge, das noch durch die elektrische Straßenbahn verstärkt wird.

Den durchaus großstädtischen Eindruck der Stadt hat auch der Krieg nicht gedämpft, eher gesteigert. Der Wali von Surija, der

Gouverneur von Syrien, hat hier seine ständige Residenz; auch das Generalkommando des 8. Armeekorps war hierhin verlegt worden, und während meines Aufenthaltes befanden sich Dschemal Paschas Stab und das Kommando der vierten Armee ebenfalls in Damaskus. Auf den Straßen wimmelte es von Offizieren und Soldaten, die meist nur auf der Durchreise waren. Für die militärischen Bedürfnisse waren alle Beförderungsmittel in Anspruch genommen, und der Handel hatte zum großen Teil aufgehört. Die bedeutende Ausfuhr von Aprikosen und Aprikosenkernen war stark beschränkt, und der Verkehr in den Basaren sehr zurückgegangen. Der weite Platz vor der Südostmauer, wo die Bagdad-Karawanen sonst zu lagern pflegen, lag jetzt still und einsam; in der Friedenszeit bringen diese Karawanen hauptsächlich Teppiche und Tabak und kehren mit europäischen Waren zurück. Die großen Hane oder Karawansereien, die auch hier mit den Basaren unmittelbar verbunden sind, lagen gleichfalls verlassen. Der schönste von ihnen ist der prächtige Han Assad Pascha mit seinen neun reichverzierten Kuppeln, wo sonst die großen Geschäfte mit persischen Teppichen, Datteln aus Basra, Seide usw. abgeschlossen werden. Jetzt klangen keine Karawanenglocken unter den Gewölbebogen, und kein Treiberruf hallte von den mächtigen, alten Mauern wider.

Gleichwohl war das Leben in den Basaren noch bunt genug, und ich konnte stundenlang darin verweilen, langsam von Laden zu Laden wandernd und die Auslagen betrachtend, alte Waffen, Dolche mit Perlmutterhandgriffen, Schilde, Vasen, Bronzen und Altertümer, alte Münzen, Schmuck, Pfeifen und Mundstücke, Teppiche, Stickereien und Tücher. Die Goldschmiede allein bevölkern eine gewaltige, auf Säulen ruhende Halle, in die das Tageslicht gedämpft hereinfällt. Die Beine übereinandergelegt, oft eine Brille auf der Nase, sitzt der Ladeninhaber hinter seinen Glaskasten, in denen ein Teil seiner Schätze ausgestellt ist. Macht man aber Miene, eine goldene Kette oder eine silberne Halsspange zu kaufen, dann holt er aus seinem europäischen Geldschrank das Kostbarste hervor, was er zu bieten hat.

Im Seidenbasar findet man besonders „Keffiie“, die Kopftücher der Beduinen; grelle Farben scheinen sehr beliebt, vor allem rot und gold. Auch die schönen Mäntel kauft man hier, die der Araber mit unbewußter, natürlicher Anmut trägt.

Die Stände der Sattler enthalten alles, was der Wüstenreisende für seine Pferde braucht, Riemen, Schabracken und Zaumzeug, kunstvoll verzierte Pistolenhalfter und prächtige Satteldecken. In andern Läden werden Körbe und Strohmatten, Krüge und Kannen feilgeboten. Die Fleischereien bilden ganze Straßen, und in den Ständen der Spezereiwaren- und Obsthändler herrscht die Gurke vor, die hauptsächlichste Sommernahrung der Armen.

Mitten im Volksgewimmel blüht auch der Kleinhandel. Jungen bieten Brot, Süßigkeiten, Wasser, Limonade mit Schnee vom Libanon, Nargileh und anderes an; jeder von ihnen hat seinen eigenen charakteristischen Ruf, wenn er Allah preist, den Spender aller Gaben, oder dem Vorübergehenden eindringlich das Wohlbehagen schildert, das ihm der Genuß der ausgebotenen Leckerbissen verursachen wird.

Das schönste Stadtbild bietet ohne Zweifel die „gerade Straße“. Durch diese mächtige Pulsader strömt nun das Leben in den wechselnden Formen der verschiedenen Rassen und Religionen seit etwa zwei Jahrtausenden. Hier und da mag sie einige Veränderungen erfahren haben; im großen Ganzen aber ist sie noch dieselbe Straße, deren Name uns schon in der Apostelgeschichte begegnet.

7. Paulus in Damaskus.

Unter den Pharisäern in Jerusalem, die unversöhnlich die ersten Christen verfolgten, war Saulus, ein Zeltmacher aus Tarsus, einer der fanatischsten. Als Stephanus aus der Stadt getrieben und gesteinigt wurde, legten die Zeugen dieser Untat „ihre Kleider ab zu den Füßen eines Jünglings, der hieß Saulus... Saulus aber hatte Wohlgefallen an seinem Tode. Es erhob sich aber zu der Zeit eine große Verfolgung über die Gemeinde zu Jerusalem... Saulus aber verstörte die Gemeinde, ging hin und her in die

Häuser und zog hervor Männer und Weiber und überantwortete sie ins Gefängnis."

Dann aber trat ein Ereignis in Saulus' Leben ein, das Damaskus der Christenheit für alle Zeiten denkwürdig macht: „Saulus aber schnaubte noch mit Drohen und Morden wider die Jünger des Herrn, und ging zum Hohenpriester und bat ihn um Briefe gen Damaskus an die Schulen, auf daß, so er etliche dieses Weges fände, Männer und Weiber, er sie gebunden führte gen Jerusalem. Und da er auf dem Wege war und nahe an Damaskus kam, umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel; und er fiel auf die Erde und hörte eine Stimme, die sprach zu ihm: ‚Saul, Saul, was verfolgst du mich?'

„Er aber sprach: ‚Herr, wer bist du?'

„Der Herr sprach: ‚Ich bin Jesus von Nazareth, den du verfolgst. Es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu löcken.'

„Und er sprach mit Zittern und Zagen: ‚Herr, was willst du, das ich tun soll?'

„Der Herr sprach zu ihm: ‚Stehe auf und gehe in die Stadt; da wird man dir sagen, was du tun sollst.'"

Man zeigt noch heute den Ort, wo dies geschah; er liegt kaum einen Kilometer östlich von Bab Kisan, einem Tor in der Südostmauer von Damaskus, nahe dem christlichen Friedhof. Im Mittelalter bezeichnete man als Schauplatz der Bekehrung ein Dorf südwestlich der Stadt.

Die Erzählung fährt fort: „Die Männer aber, die seine Gefährten waren, standen und waren erstarrt; denn sie hörten die Stimme und sahen niemand. Saulus aber richtete sich auf von der Erde, und als er seine Augen auftat, sah er niemand. Sie nahmen ihn aber bei der Hand und führten ihn gen Damaskus; und er war drei Tage nicht sehend, und aß nicht und trank nicht. Es war aber ein Jünger zu Damaskus mit Namen Ananias; zu dem sprach der Herr im Gesichte: ‚Ananias!' Und er antwortete: ‚Hier bin ich, Herr.' Der Herr sprach zu ihm: ‚Stehe auf und gehe hin in die Gasse, die da heißt die gerade, und frage in dem

Hause des Judas nach einem, namens Saul, von Tarsus; denn siehe, er betet' ... Und Ananias ging hin und kam in das Haus, und legte die Hände auf ihn und sprach: ‚Lieber Bruder Saul, der Herr hat mich gesandt, der dir erschienen ist auf dem Wege, da du herkamst, daß du wieder sehend und mit dem heiligen Geist erfüllet werdest.' Und alsobald fiel es von seinen Augen wie Schuppen, und er ward wieder sehend und stand auf und ließ sich taufen."

Wenn ich von meiner Wohnung aus über den Serailplatz ging, die Zitadelle links liegen ließ und in die ziemlich breite, immer von Wagen, Reitern, Spaziergängern, Hausierern und Soldaten wimmelnde Straße Suk es-Sinanije einbog, kam ich zu einem Punkt, wo sich nach links eine der belebtesten Basarstraßen abzweigt. Geht man in dieser östlichen Richtung fort, dann hören Basarläden und Sonnenschutzdächer bald auf, aber die Straße läuft weiter fast durch die ganze Stadt, etwa 1700 Meter weit, bis zum Bab esch-Scherki, dem ursprünglich römischen Tor der östlichen Stadtmauer. Diese sonnige, durch Fenster, Erker und Balkone sehr malerische Straße kreuzt in ihrem östlichsten Ende das christliche Stadtviertel und heißt noch heute „die gerade Straße".

Etwa 300 Meter vom Bab esch-Scherki nordwärts steht das Haus des Ananias. Einige kräftige Schläge mit dem Türklopfer, und das unansehnliche Tor öffnet sich. Die Hausbewohner, christliche Syrier, begrüßen mich in dem kleinen Außenhof und führen mich eine Steintreppe hinunter in einen unterirdischen Betsaal, eine kleine Krypta mit hohem Gewölbe, in die das Tageslicht nur von der Treppe und durch ein Gitterloch in der Decke hereinfällt. Eine Öllampe an drei Ketten, eine sehr einfache Kanzel und mehrere Bänke ohne Lehne sind die ganze Einrichtung; an der einen Wand hängt das Bild eines Heiligen, wahrscheinlich des Paulus, und gegenüber stellt ein zweites Ölgemälde die Szene dar, wie Ananias die Hand auf den andächtig knienden Saulus legt. Aus der herrlichen Kühle und der den Augen wohltuenden Dämmerung des Betsaals gelangt man in ein anderes Gewölbe, und von diesem

zweigt sich ein Gang ab, durch den Saulus entkommen konnte, als die Juden ihn einmal ergreifen wollten.

Geht man durch das Tor esch-Scherki auf der Landstraße noch etwa 400 Meter die alte Stadtmauer entlang nach Südwesten, so erreicht man Bab Kisan, ein unbedeutendes, durch Latten gesperrtes Tor. Die Mauer links davon zeigt ein kleines vergittertes Loch, und der Führer versichert allen Ernstes, hier sei der Apostel auf seiner Flucht aus Damaskus in einem Korbe herabgelassen worden. Die Überlieferung stößt sich nicht daran, daß gerade dieser Teil der Mauer zweifellos ottomanischer Herkunft ist; nur der Grund ist römisch, und zwischen diesen beiden Schichten zeigt sich eine dritte, die vermutlich aus der Zeit der Omaijaden stammt.

Der griechisch-orthodoxe Friedhof, gleich südlich vom Bab Kisan, birgt das Grab eines heiligen Georg, eines zum Christentum bekehrten römischen Soldaten, der, an jener Mauer auf Schildwacht stehend, Paulus bei seiner Flucht behilflich gewesen sein soll. So lebt die Erinnerung an den Zeltmacher aus Tarsus hier in Damaskus vielfach fort, sein Geist umschwebt diese Stadt noch jetzt, und der ganze übrige Glanz ihrer Vergangenheit und Gegenwart verbleicht vor der Erinnerung an den armen Missionar, der durch seinen felsenfesten Glauben und sein unermüdliches Bekehrungswerk die Tore zur Herrlichkeit des Christentums weit aufgetan hat.

8. Malariatage.

Meine Absicht war, drei bis vier Tage in Damaskus zu bleiben, und sogleich nach meiner Ankunft hatte ich den Befehlshaber über Syrien, Dschemal Pascha, telegraphisch um die Erlaubnis zum Besuch Jerusalems gebeten, denn mein Paß aus Aleppo lautete nur auf Damaskus. Wenige Stunden später hatte ich bereits seine zustimmende Antwort in Händen. Meine beiden Begleiterinnen wollten schon nach einem Tage ihre Reise fortsetzen. Aber Gräfin Wittgenstein erkrankte plötzlich am Fieber. Welch ein Glück für sie, daß eine so treffliche und pflichttreue Pflegerin wie Schwester Sophie Wachner zur Stelle war! Ein Glück aber

auch zugleich für mich, denn ich weiß nicht, was ohne sie aus mir geworden wäre.

Als ich am Abend des zweiten Tages von meiner Wanderung durch die Stadt heimkehrte, fühlte ich mich derart erschöpft, daß ich kaum noch zu essen vermochte und sogleich mein Lager aufsuchte. Ich schlief auch bald ein, erwachte aber plötzlich unter den heftigsten Fieberschauern. Ich zitterte vor Kälte, meine Zähne klapperten, und rasende Kopfschmerzen peinigten mich. Im Hotel war alles zur Ruhe gegangen, und so blieb mir nichts übrig, als in diesem Zustand auf den ersten Morgenschimmer zu warten.

Endlich wurde es wieder lebendig draußen im Gang, und der syrische Hausdiener trat ein, um Kleider und Schuhe zur Reinigung zu holen. Ich hatte gerade noch die Kraft, ihn zu bitten, Schwester Sophie von der hilflosen Lage eines zweiten Patienten zu unterrichten. Dann schwand mir die Besinnung. Den ersten Tag über lag ich meist in Fieberphantasien. Die Temperatur schwankte zwischen 37 und 40 Grad. Am Vormittag war das Fieber am schwächsten, am Abend am stärksten. Der 9. Juli war der schlimmste Tag. Während der heißen Nachmittagsstunden, in denen das Geräusch der Straße fast nächtlicher Stille zu weichen pflegt und jedermann ruht, lag ich lange Zeit völlig bewußtlos und erwachte erst wieder, als das Fieber auf 40,5 Grad gesunken war. Meine unschätzbare Pflegerin, die mich mit aufopfernder Geduld wie ein Engel behütete, verriet mir nachher, daß sie an diesem Tage das Schlimmste befürchtet habe. Mein Kopf schien durch den Blutandrang dem Zerspringen nahe, und mit Hilfe des Dieners mußte sie mich ganz in nasse Laken hüllen, um das Fieber gewaltsam niederzuzwingen. In meinen Phantasien fabelte ich stets von einer Karawane, die nach Süden zu einer Oase aufbrechen müsse, wo eine Quelle unter Palmen riesele. Am Abend war ich wieder ganz klar bei Verstand, konnte aber vor Mattigkeit kein Glied rühren.

In meinen Fieberphantasien hatte ich stets französisch gesprochen, wohl in Fortsetzung der Unterhaltungen mit dem Arzt,

der glücklicherweise zur Stelle war und mich zweimal am Tage besuchte. Dr. Trouihard war Franzose und daher Kriegsgefangener, genoß aber innerhalb der Stadt völlige Freiheit, seiner Praxis nachzugehen, die besonders von Deutschen und Österreichern sehr gesucht war. Er hatte siebzehn Jahre im Orient zugebracht, zuerst lebte er in Tunis, dann als Hospitalarzt in Jerusalem und jetzt seit achtzehn Monaten in Damaskus; mit den tropischen und subtropischen Krankheiten war er daher aufs genaueste vertraut, und besonders die Malaria in ihren verschiedenen Formen war ihm eine alte Bekanntschaft. Der österreichische Konsul hätte mir keinen besseren Helfer empfehlen können. Obendrein war dieser kleine, lebhafte, geistreiche Franzose, der seine Muttersprache mit solchem Wohllaut beherrschte, daß sie wie Musik klang, ein feingebildeter und liebenswürdiger Mann, der alle Eigenschaften besaß, die man bei einem Arzt nur wünschen kann; er untersuchte mit größter Genauigkeit, stellte seine Diagnose nach reiflicher Überlegung und wirkte durch seine Ruhe und Jovialität so aufheiternd, daß seine Besuche dem Patienten wahre Feierstunden bedeuteten. Über die Behandlung seitens der Türken hatte er nur Worte des Lobes. Im übrigen sprach er ungern vom Krieg und wurde, wenn wir uns doch einmal auf dieses Gebiet verirrten, das unser aller Gedanken unwiderstehlich beschäftigte, noch ruhiger und gemessener als sonst, ohne sich jemals zu irgendwelchen heftigen Äußerungen hinreißen zu lassen.

Am Morgen des 10. Julis erwachte ich früh um ½6 Uhr mit nur 36,5 Grad Fieber, aber ich konnte kaum die Augen aufschlagen und wurde von krampfhaften Zuckungen hin- und hergeschüttelt. Von der Straße herauf ertönten die Klänge türkischer Militärmusik und die taktfesten Schritte anatolischer Truppen; später zog arabische Schuljugend singend vorüber. Das Gerassel des Trainfuhrwerks, das Schreien der Esel und das Gurgeln der Dromedare drangen herauf in meine Krankenstube, aus der heraus ich immer ein Stückchen des ungetrübt blauen Himmels schimmern sah. Unerträgliche Kopfschmerzen ließen mir nur selten

zum Schlafen Ruhe. Die krampfhaften Zuckungen wiederholten sich auch am folgenden Tag; heftige Fieberschauer gingen ihnen voran, und starker Schweißausbruch folgte. Das Bewußtsein schwand, und Schwester Sophie mußte mich abermals in nasse Leintücher wickeln. Meine Phantasien wanderten an diesem Tage immer in die Heimat, nach Stockholm. Nach Jerusalem, erklärte ich, würde ich wohl nie kommen; dies Ziel meiner Sehnsucht seit mehr als dreißig Jahren, da ich zum erstenmal den Boden Asiens betrat, sei mir unerreichbar. Es stehe wohl in den Sternen geschrieben, daß ich auf dem christlichen Friedhof in Damaskus, den ich noch nicht besucht hatte, bleiben müsse, neben dem berühmten Verfasser der „Geschichte der Zivilisation in England", Henry Thomas Buckle, der am 29. Mai 1862 in Damaskus starb und hier begraben liegt. Als ich am Nachmittag dieses Tages aus den Fieberträumen erwachte, zeigte das Thermometer 40 Grad, und ich fühlte mich sterbensmatt. Am Abend war die Fieberhitze aber auf 36,8 Grad gesunken, und Schwester Sophie konnte mich ohne Sorgen meiner nächtlichen Einsamkeit überlassen. Draußen funkelten die Sterne, und auf den Hausdächern flammten die Lichter des Ramasan.

Der 12. Juli war mein erster fieberfreier Tag, und Dr. Trouihard war mit dem Erfolg seiner Behandlung sehr zufrieden. Es galt jetzt nur, durch tüchtige Dosen Chinin neuen Fieberanfällen vorzubeugen.

Damit begann meine Wiedergenesung. Ich war nur noch ein Schatten meiner selbst, denn ich hatte in der ganzen Zeit nichts genießen dürfen und wurde nun mit Tee, Suppen und saurer Milch langsam wieder zu Kräften gebracht. Auch dehnten sich die Stunden nicht mehr so endlos lang, denn ich durfte lesen und vertiefte mich in die Bibel und in Baedekers treffliches Handbuch über Palästina und Syrien. Schwester Sophie zeigte unermüdlich eine Engelsgeduld, obgleich sie ihre Fürsorge noch immer zwischen der Gräfin und mir zu teilen hatte. Sie gönnte sich selbst keine Minute Ruhe, und wenn die unmittelbare Kranken-

pflege Pausen gestattete, füllte sie diese mit Darbietungen ihrer edlen Kunst aus. Unvergeßlich werden mir diese Stunden sein, in denen die berühmte Schauspielerin in meinem Krankenzimmer zu Damaskus ihre Glanzrollen rezitierte, mit besonderer Vorliebe die der „Jungfrau von Orleans". Wenn sie da im Feuer der Begeisterung mit lautschallender Stimme rief:

Frankreich wird nimmer Englands Fesseln tragen.
Nie, nie wird das geschehen! Eher wird es
Ein weites Grab für eure Heere sein!

fürchtete ich manchmal, draußen im Vorsaal werde man glauben, Patient und Pflegerin seien über Kriegsfragen miteinander in Zwist geraten.

9. Krankenbesuche.

Am 12. Juli 1916 langte in Damaskus die zunächst noch vorsichtig verbreitete Nachricht an, die Engländer seien bei Dschidda gelandet und auf dem Marsch gegen Mekka. Der dortige Scherif oder Emir sei bereits zu ihnen übergegangen; der Sultan habe ihn deshalb abgesetzt und einen Nachfolger ernannt, der nun als eine Art Gegenpapst auftreten werde; man rechne daher mit einem Religionskrieg zwischen Medina und Mekka, denn der frühere Scherif werde sich ohne Zweifel zum Kalifen ausrufen lassen und die Waffen gegen den richtigen Kalifen, den Sultan, erheben. Gelänge es den Engländern, dieses langerstrebte Ziel zu erreichen, dann sei die mohammedanische Welt in zwei Teile gespalten, und Afrika und Indien würden von Mekka aus regiert. Vielleicht aber sei auch mit einem Fehlschlag der englischen Pläne zu rechnen. Der Oberbefehlshaber, Dschemal Pascha, sei auf dem Wege nach Damaskus, um sich mit dem neuen Scherif vor dessen Reise nach Medina zu beraten.

Mein Zustand besserte sich in den folgenden Tagen langsam. Auf die „Jungfrau von Orleans" gestützt, konnte ich quer durchs Zimmer gehen, eine Promenade, die der belesene Dr. Trouihard „Le voyage par votre chambre" nannte, und zahlreiche Be-

suche brachten mich wieder mit der Außenwelt in engste Berührung. Täglich brachte mir der berühmte Meißner Pascha die neuesten illustrierten Zeitungen und Heeresberichte. Dieser Deutsche hatte über dreißig Jahre in der Türkei gelebt; zuerst war er bei den europäischen und anatolischen Eisenbahnen angestellt, dann trat er in den Dienst der Bagdadbahn, und jetzt baute er eine Eisenbahn von Jerusalem nach der Sinaiwüste. Er trug einen roten Fes mit schwarzer Quaste, war geistreich und amüsant und immer gespickt mit allerlei Neuigkeiten.

Am 13. Juli kehrte der deutsche Konsul, Dr. Löytved-Hardegg, aus Haifa nach Damaskus zurück und begrüßte mich in meinem Krankenzimmer mit einem Strauß wunderbarer Rosen aus dem Garten des Konsulats. Durch seinen Vater war er dänischer Abkunft und sprach einigermaßen Dänisch; seine Mutter stammte von jenem Hardegg, der sich um den deutschen Tempelverein im heiligen Lande große Verdienste erworben hat. Dr. Löytved war zugleich Konsul in Haifa; dort hatte er auch das Frühjahr 1915 mit Frau und Kindern zugebracht; am 30. Mai 1915 sollte er allein nach Damaskus zurückkehren. Die Familie saß gerade in ihrem Heim auf einer Anhöhe vor der Stadt am Frühstückstisch, als ein Hafenwächter hereinstürzte und ein Schreiben von einem auf dem Mittelmeer kreuzenden englischen Admiral brachte, das allerhand Klagen gegen den Konsul enthielt, auf Grund deren das Konsulat um 1 Uhr mittags beschossen werden solle. Es war gerade kurz vor 1. Der Konsul sandte seine Familie eiligst an einen sicheren Ort, raffte Archiv und andere wichtige Dokumente zusammen und wollte eben noch einige andere Wertstücke retten, als die erste Granate Punkt 1 Uhr angeflogen kam. Wenige Stunden später war das Konsulat dem Erdboden gleichgemacht.

Konsul Löytved hatte den größten Teil seines Lebens in Syrien und Palästina zugebracht und war außerordentlich heimisch in allen Verhältnissen dieses Landes. Sein erfolgreiches Wirken zur Verstärkung des deutschen Einflusses in der Türkei gegenüber dem der Ententemächte ist in der Wilhelmstraße wohlbekannt. Ich

blieb auch nach meiner Heimkehr mit ihm in Briefwechsel, erhielt aber leider schon bald von seiner Gattin die traurige Nachricht, daß ihn am 17. Mai 1917 der Flecktyphus dahingerafft habe.

Löytved fand nicht Worte der Bewunderung genug für Dschemal Pascha, der seine Provinzen mit hoher Staatsklugheit und eiserner Energie verwalte. Am Abend desselben Tages erklang Militärmusik auf der Straße; sie ging an der Spitze einer Ehrenkompagnie, die den türkischen Oberbefehlshaber am Bahnhof empfangen sollte.

Es war am 15. Juli, als eine Visitenkarte mit dem Namen „Rev. J. E. Hanauer" in mein Zimmer gebracht wurde und dann ein hochgewachsener Deutscher in langem schwarzen, bis zum Halse zugeknöpften Priesterrock bei mir eintrat. Er hatte erfahren, daß ich krank in Damaskus lag, und wollte sich nach meinem Befinden erkundigen. Hanauer war in Jaffa geboren und trotz seiner sechsundsechzig Jahre nie in Deutschland gewesen; viele Jahre hatte er in Jerusalem gewohnt, und er verehrte mir ein Buch, das er über die heilige Stadt veröffentlicht hatte. Jetzt lebte er in Damaskus. Er brachte mich auf die mannigfachen, mit dieser Stadt verknüpften Erinnerungen an den Apostel Paulus, die ich im 7. Kapitel andeutete. Die „rote Moschee", Dschami el-Ahmar, auf die er mich besonders aufmerksam machte, konnte ich später leider nicht besuchen; sie sei, versicherte mir Hanauer, auf dem Platz der ältesten Synagoge errichtet, und der alte jüdische Tempel sei teilweise in den neueren mohammedanischen aufgegangen; nichts stehe daher der Annahme entgegen, daß Paulus in dieser Synagoge gepredigt habe.

Mitten in unserer Unterhaltung öffnete sich die Tür, und herein trat Dschemal Pascha in Begleitung des Konsuls Löytved. Festen Schrittes trat er an mein Bett heran und hieß mich in seinen Provinzen willkommen; er habe lange vergebens auf meine Ankunft in Jerusalem gewartet; nun er den Anlaß der Verzögerung erfahren, bedauere er lebhaft, daß seine Hauptstadt mich so unfreundlich mit Malaria empfangen habe.

Er war klein und untersetzt, sah prächtig aus und hatte ruhige, kluge, durchdringende Augen, schwarzen, kurzgeschnittenen Vollbart und aufgezwirbelten Schnurrbart; er trug die einfache feldgraue türkische Uniform, Persianermütze, gelbe Ledergamaschen, den Revolver im Gürtel, elegante Glacéhandschuhe und Reitgerte. Der ganze Mann verkörperte konzentrierte Willenskraft und unbeugsame Energie, und wenn ich bis dahin gezweifelt hatte, ob ich wirklich bis an die Suësfront kommen würde, so beseitigte jetzt das Wort des Befehlshabers alle Bedenken im Handumdrehen. Mein beabsichtigter Besuch bei seinen Truppen bereitete ihm offenbar Freude. Er erinnerte mich an die Schwierigkeiten, mit denen Entdeckungsreisende in der Sinaiwüste zu kämpfen hatten; wieviel schwerer sei es für eine Armee, in einem Gelände zu operieren, wo man nicht nur gegen den Feind zu kämpfen, sondern auch große natürliche Hindernisse zu überwinden habe. In alter Zeit konnten sich die Kriegszüge gegen Ägypten auf starke Transporte zur See stützen; jetzt sei das Meer nicht frei, die Etappenlinie zu Land aber unerhört lang und auch für andere asiatische Fronten in Anspruch genommen. Da ich Asiens Wüsten kenne, werde ich diese Schwierigkeiten zu würdigen wissen.

Dann verabredeten wir noch, in Dschemal Paschas Hauptquartier auf dem Ölberg die Einzelheiten meiner Reise festzulegen; Automobil und Begleitoffiziere sollten mir zur Verfügung stehen, solange ich wolle. Irgendwelche Geheimnisse gebe es nicht. Das war ein klarer Bescheid, und vor allem: es stand ein Mann hinter dem Wort. Und dieser Mann, der die ganze Verantwortung für die Suës- und Mekkafront trug, der jeden Augenblick einer englischen Landung an den Mittelmeerküsten, wie in Dschidda, gewärtig sein mußte und außerdem die Zivilverwaltung von ganz Syrien und Palästina unter sich hatte, schien gar keine nervöse Eile zu haben, obgleich er schon am nächsten Tage nach Jerusalem zurückkehren wollte. Draußen auf dem Flur erwartete ihn eine Schar von Offizieren und Beamten, jeder eine Mappe mit dringenden Schriftstücken unter dem Arm. Er aber saß ruhig

an meinem Bett und brach erst auf, nachdem wir das ganze Programm meiner Weiterreise durchgesprochen hatten. Konsul Löytved begleitete ihn hinaus, und schon am nächsten Tag erhielt ich einen von Dschemal Pascha eigenhändig unterschriebenen Paß, der auf meiner Weiterreise überall wie eine Zauberformel wirkte.

10. Ramasan.

Sonntag, den 16. Juli, erklärte mich Dr. Trouihard für gesund und gab mir sogar die Erlaubnis zu einer Ausfahrt. Konsul Löytved holte Schwester Sophie und mich ab, und wir fuhren in das Tal des Barada hinein, wo uns im Garten eines syrischen Gasthauses Herr und Frau Meißner Pascha, Konsulatssekretär Hahn und Dr. König aus Ägypten erwarteten. Dort tranken wir Tee und aßen frische Walnüsse und große grüne Trauben. Ich war noch sehr schwach auf den Beinen, und ohne den starken Arm der guten Schwester hätte ich mich nicht aufrecht halten können.

Doch nun ging es von Tag zu Tag besser. Chinin und Kolatropfen taten das ihrige, und einige Tage später durfte ich schon mit Schwester Sophie einer Einladung zum Abendessen bei Konsul Löytved Folge leisten. Sein Wagen mit zwei feurigen schwarzen Trabern holte uns ab; auf dem Bock saß neben dem martialischen Kutscher stolz und selbstbewußt wie ein Padischah, in einer Uniform von griechischem Schnitt und dunkelblauer Farbe, mit viel Gold und orientalischem Krimskrams, der Kawasse Diab, der ganz wacker Deutsch radebrechte. Schon die Fahrt war interessant; sie ging durch die breitesten und belebtesten Straßen der Stadt, und das Menschengewimmel war außerordentlich. Denn es war Ramasan, der neunte Monat des mohammedanischen Jahres, in dem sich der gläubige Moslem tagsüber aller materiellen Genüsse enthalten muß. Jetzt kam man vom Iftar in den Kaffeehäusern der Basare und ließ sich vor den Restaurants in endlosen Reihen auf kleinen Hockern nieder, lehnte sich an die Hauswände, rauchte seine Nargileh und trank seinen Kaffee à la



Dschemal Pascha.



Phot.: Larsen.

Tiberias.

turca. Da saßen weißbärtige Araber in Turbanen, ottomanische Effendis in rotem Fes, Kaufleute, Beamte, Gelehrte und stolze Beduinen mit gebräunten Gesichtern. Alle genossen sie beim Schein der Lampen ihren Keif (Siesta), bis der Muezzin sie zur nächsten Gebetsstunde in die Moschee rief. Die Straßen wimmelten von all diesen Kindern des Orients, Söhnen und Töchtern von Esch-Scham und Gästen aus fernen Ländern, Verkäufern und Käufern, unverschleierten syrischen Christinnen und Töchtern des Islams in schwarzen Schleiern, türkischen Offizieren und Soldaten, schwarzgekleideten christlichen Priestern und weißen mohammedanischen Hodschas, Reitern auf prächtigen arabischen Stuten, kleinen Eselkarawanen, Persern in schwarzen Kullahs, vereinzelten Negern, schreienden, barfüßigen Kindern, Trägern, Bäckern, Barbieren, Burschen und allerlei Tagedieben in endlosem, beständig wechselndem Durcheinander.

Dann bogen wir in einen dunklen Basartunnel ein. Nur wenige Läden waren noch erleuchtet, Funken sprühten von den Rädern der Kalesche auf dem Pflaster, und das Echo hallte betäubend.

Endlich hielt der Wagen. Diab sprang ab. Hochaufgerichtet, unbeweglich wie in Bronze gegossen, schulterte der Kutscher seine Peitsche. Ein Gendarm grüßte militärisch, Kawassen öffneten und führten uns durch das Tor und die Vorhalle auf einen prächtigen arabischen Hof, der in elektrischem Licht strahlte. Und doch war die Beleuchtung gedämpft und nicht blendend. Die meisten Glühlampen saßen im dichten Laubwerk der Apfelsinen- und Zitronenbäume, und ihr Schein war warm wie das Grün des Frühlings, so daß die Goldfische in dem weißen Marmorbassin in der Mitte des Hofes sich verwundert fragen mußten, ob Sonne oder Mond sie bescheine. Über uns wölbte sich der dunkelblaue Himmel von Damaskus. Der Boden war schwarzer und weißer Marmor mit eingelegten geometrischen Figuren, und auch die Mauern zwischen den Fenstern des Erdgeschosses waren mit Marmormosaik bedeckt.

Nach dem Abendbrot führte uns der Konsul in einen zweiten Hof ganz anderer Art. Mit Sand bestreute Wege schlängelten

sich zwischen tropisch üppigen Hainen, zwischen Weingeländern und Rosenbüschen, und aus der Mitte dieser magisch beleuchteten Herrlichkeit schoß ein mächtiger Wasserstrahl in die Höhe, der im Schein der Lampen wie Quecksilber blitzte — ein Bild wie aus Tausendundeiner Nacht. In blauen Spiralen stieg der Zigarettenrauch zu den Sternen empor.

Als dann die Tageswärme in den klaren Raum hinausstrahlte, und es kühl, ja kalt wurde, hüllten uns Kawassen in warme Decken und brachten heißen Tee. Auf meine Bitte rezitierte Schwester Sophie Stücke aus der „Jungfrau von Orleans". Im Schatten eines Apfelsinenbaumes, einen Stab statt der französischen Fahne in der Hand, nahm sie von den Gefilden ihrer Jugend Abschied und widmete sich mit dem „Mut der Cherubim" ihrer vaterländischen Mission. Niemand hat wohl hinreißender den französischen Patriotismus zum Ausdruck gebracht, als der deutsche Dichter, der Schöpfer dieses Meisterwerks, keine Schauspielerin ihn begeisternder wiedergegeben als Schwester Sophie, und kein Platz war dieses Schauspiels würdiger als dieser, dessen Kulissen lebende Bäume bildeten, auf den die ewigen Sterne herabschimmerten und der im Herzen von Damaskus lag, das mehr als 4000 Jahre hindurch unaufhörlich geschlagen hat.

Ich will nicht verraten, welche Stunde die Turmuhr verkündete, als wir Abschied nahmen und der Wagen des Konsuls uns wieder zum Hotel zurückbrachte. Ich war vor wenigen Tagen erst knapp dem Tode entronnen. Aber ich hatte ja meinen Schutzengel bei mir.

11. Dschemal Pascha.

Die Geschicke Syriens und Palästinas liegen heute in der Hand Dschemal Paschas, eines Mannes, der in der Geschichte der neuen Türkei eine bedeutungsvolle Rolle gespielt hat. Er führt den Feldzug gegen Ägypten und den heiligen Krieg gegen die Engländer in Mekka, dessen Ausgang von entscheidender Bedeutung für die Zukunft des ganzen Orients und der mohammedanischen Welt sein wird.

Ahmed Dschemal wurde am 23. April 1870 in Mytilene geboren. Sein Vater war dort Militärapotheker. Beide Eltern stammten aus Konstantinopel, aus alttürkischem Geschlecht, was der Sohn mit besonderem Nachdruck hervorzuheben pflegt. Vom zehnten Lebensjahr an besuchte er die Kriegsschule in Adrianopel und vollendete seine militärische Ausbildung mit vierundzwanzig Jahren in der 1836 gegründeten Kriegsschule in Pankaldi bei Konstantinopel, die vor dem Kriege der türkischen Armee alljährlich siebenhundert Offiziere zuführte. Seine Lieblingsstudien waren Geschichte und Mathematik.

Schon in Pankaldi beschäftigten ihn revolutionäre und nationalistische Probleme. Die Befreiung des türkischen Reiches vom Joch des Absolutismus war ein unerschöpfliches Unterhaltungsthema der Kriegsschüler. Dschemals Kühnheit ging schon damals soweit, daß er Aufrufe gegen Sultan Abdul Hamid verteilte. Um sich nicht zu verraten, schrieb er sie mit der linken Hand.

Im Jahre 1893 war er nahe daran, sich der jungtürkischen Propaganda in Frankreich zu widmen, kam aber bald zu der Überzeugung, daß eine Agitation auf fremdem Boden nicht zum Ziel führen könne, sondern nur die persönliche opferwillige Arbeit im eigenen Lande. Er blieb also in der Türkei und wurde bald als Hauptmann in den Generalstab aufgenommen. In dem „geistig verpesteten" Konstantinopel, wie er sich ausdrückt, wollte er jedoch nicht wohnen. Als Mitglied der Verteidigungskommission durfte er sich in Kirk-Kilisse niederlassen, wohin auch sein Vater übergesiedelt war. Hier arbeitete er ein Jahr lang als Instrukteur einer Kompagnie.

Im März 1895 begannen die Vorbereitungen zum Krieg gegen Griechenland, und Ahmed Dschemal wurde in den Generalstab der zweiten Armee nach Adrianopel berufen. Seine mehrmalige Bitte, an die Front bei Jannina gehen zu dürfen, wurde abgeschlagen. Er blieb also in Adrianopel bis zum Ende des Krieges und verlor während dieser Zeit seine Frau und seine einzige Tochter. Auf seinen Wunsch wurde er dann nach Saloniki

3*

versetzt. Auf der Reise dorthin heiratete er in Konstantinopel seine jetzige Frau, die eine kluge und energische Dame und eine Stütze ihres Mannes in seinem wechselvollen, gefährlichen Leben sein soll.

Während seiner fast zehnjährigen Dienstzeit in Saloniki griff er in die revolutionäre Bewegung ein, der die tüchtigsten Offiziere der Armee angehörten, und wurde neben Enver Pascha, Taalat Pascha, Hafis Haki Pascha, Ismail Dschambolat und Refik Bei Mitglied des 1902 gegründeten Zentralkomitees. Außer diesem bestanden Provinzkomitees in Üsküb, Saloniki und Monastir, und es galt vor allem, die Notabeln der Städte und Dörfer zu gewinnen. Dr. Nasim, der in Paris im Geiste der neuen Bewegung wirkte, wurde vom Zentralkomitee nach Saloniki berufen; als Hodscha (mohammedanischer Gelehrter) verkleidet hielt er sich hier in strengstem Inkognito auf, so daß er nicht einmal seine in der Stadt wohnende Mutter besuchte, und wurde dann nach Smyrna geschickt, um auch dort ein Komitee zu bilden. Als Tabakhändler verkleidet gelangte er glücklich dorthin.

Bald darauf kam es zum Staatsstreich und zur Einführung der Verfassung. Der erste Auftrag, den Dschemal Pascha und Dr. Nasim von der neuen Regierung erhielten, war eine Reise nach Ungarn und Frankreich, um die moralische Unterstützung dieser Länder gegen Bulgarien zu gewinnen; ein Versuch, der jedoch mißglückte.

Als am 13. April 1909 die zweite Revolution ausbrach, die sich gegen die neueingeführte Verfassung richtete, weilte Dschemal-Pascha gerade in einer Stadt im Westen Kleinasiens. Sofort nach Ankunft der Nachricht eilte er nach der Hauptstadt. Aber schon auf der Fahrt erfuhr er durch Boten und Zeitungen, daß ein Steckbrief gegen ihn erlassen und ein Preis auf seinen Kopf gesetzt sei. Um die Späher irrezuführen, blieb er vierundzwanzig Stunden in Kadi-köi an der asiatischen Küste gegenüber Konstantinopel. Dort erfuhr er, daß seine Freunde in Saloniki und Adrianopel gegen die Hauptstadt marschierten, und unternahm nun das mehr als kecke Wagestück, ihnen mit der Bahn entgegen-

zufahren. Er gelangte auch glücklich zu Mahmud Scheffet Pascha und kehrte als Befehlshaber eines Truppenteils nach Konstantinopel zurück. Am folgenden Tage bestieg Mohammed V. den Thron der Großsultane.

Vom 27. April bis zum 3. Juni 1909 blieb Dschemal Pascha in Konstantinopel als Mitglied des zur Bestrafung der Rebellen eingesetzten Kriegsgerichts. Dann wurde er Gouverneur von Skutari, am 6. August desselben Jahres stellvertretender Generalgouverneur von Adana bei Tarsus und im September Wali von Adana. Um die hier übernommenen Aufgaben durchzuführen, schlug er im Frühjahr 1910 den Posten eines Marineministers aus.

Anfang des nächsten Jahres erkrankte er an Typhus und lebte drei Monate zu seiner Erholung in Stambul. Nach seiner Wiederherstellung ging er als Wali nach Bagdad. Am 30. Juli 1912 tat er hier den ersten Spatenstich zu diesem Teil der Bagdadbahn.

Im Juni desselben Jahres bildete Ahmed Muktar sein antijungtürkisches Kabinett. Da Ahmed Dschemal die Politik des neuen Ministeriums nicht billigte, forderte er seine Entlassung und seinen Abschied aus der Armee, um freie Hand zu haben zum Kampf gegen seine neuen Widersacher. Am 17. August 1912, genau ein Jahr nach seiner Ankunft, verließ er Bagdad. Auf der Reise ersah er aus einer Zeitungsnotiz, daß man ihn, Dschemal Bei, zum Befehlshaber von Jannina ernannt hatte, ein untergeordneter Posten, der seinem Rang nicht entsprach. Empört telegraphierte er an den jetzigen Kriegsminister Nasim Pascha: „Sie können mich degradieren. Sie haben aber kein Recht, mich zu beleidigen. Es ist Ihre Pflicht, meine Demission anzunehmen."

Ende September begann der Balkankrieg. Am ersten Mobilmachungstage meldete sich Ahmed Dschemal im Kriegsministerium und bat um einen Posten, der ihm Gelegenheit gebe, dem Vaterlande zu dienen. Jetzt behandelte man ihn anders als einige Wochen zuvor. Der Kriegsminister wollte sich wegen jenes Vorfalls entschuldigen; aber Dschemal erklärte, dazu sei jetzt keine Zeit; er bitte nur um sofortige Anstellung.

Der Verlauf des Balkankrieges ist noch in frischer Erinnerung. Der Staatsstreich vom 23. Januar 1913 stürzte das Kabinett Muktar Paschas. Am selben Tage wurde Dschemal Pascha, der bis dahin Generalinspektor des Etappenwesens in Konstantinopel gewesen war, zum Militärgouverneur der Hauptstadt ernannt. Nachdem er dann schnell hintereinander noch mehrere hohe militärische Posten bekleidet hatte, trat er im Januar 1914 seine Würde als Chef des ersten Armeekorps an den deutschen General Liman von Sanders ab und übernahm das Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Einen Monat später wurde er Marineminister.

Dann brach der Weltkrieg aus!

Zum Glück standen in der Türkei damals die richtigen Männer am richtigen Platze; sie wußten ohne irgendwelchen deutschen Einfluß genau, was die Zukunft ihres Vaterlandes von ihnen forderte. Sie entschlossen sich zum Krieg, nicht um den Mittelmächten einen Dienst zu erweisen, sondern um die Unabhängigkeit der Türkei zu retten. Denn dieser Krieg geht um die Existenz aller Staaten, und für den, der leben will, gibt es dabei keine Neutralität. Bei der allgemeinen Mobilisierung wurde Dschemal Pascha Chef der zweiten Armee, übernahm aber schon am 17. November 1914 die Führung der vierten Armee und verließ am 21. November Konstantinopel, um sich nach Damaskus zu begeben.

Krieg gegen Ägypten! Es klingt wie eine Sage. Die uralte Geschichte wiederholt sich von den Tagen der assyrischen Könige und Alexanders des Großen bis auf Sultan Selim und Napoleon. Schnell war Dschemal Pascha zu einem Stoß gegen den Suëskanal gerüstet. Die erste deutsche Expeditionsarmee führte Oberst Freiherr Kreß von Kressenstein, dem es zu Anfang des Feldzugs gelang, mit den Türken unter Dschemals Oberbefehl bis an den Kanal vorzudringen. Patrouillen streiften sogar schon auf seinem Westufer. Nun sahen die Engländer, daß Ägypten und damit die Herrschaft über Indien gefährdet war, und zogen eine gewaltige

Truppenmacht dort zusammen, mehrere hunderttausend Mann. Aber obwohl sie zwanzigmal stärker waren als die Gegner und treffliche Verbindungen und Etappenlinien besaßen, war es im August 1916, als ich diese Front besuchte, den Herren des Mittelmeers noch nicht möglich, die Türken und ihre Verbündeten aus Ägypten zu vertreiben. In Anbetracht ihrer zahlenmäßigen Unterlegenheit und der unerhörten Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten, um die rückwärtigen Verbindungen auch nur leidlich aufrecht zu erhalten — die Wasserfrage war ganz besonders schwer zu lösen —, hat die vierte Armee Großes geleistet, mag es immerhin neuerdings den Engländern gelungen sein, sie Schritt für Schritt nach Osten zurückzudrängen. Große britische Heeresmassen — kostbar für das Inselreich — sind auf alle Fälle dadurch gebunden.

12. Neues Leben in der Türkei.

Bei seiner Ankunft in Damaskus übernahm Dschemal Pascha auch die Zivilverwaltung von ganz Syrien, und in den achtzehn Monaten, die im Juli 1916 seitdem verflossen waren, hatte das Land ungeheure Fortschritte gemacht. Überall griff er persönlich ein; Zivil- und Militärverwaltung wurden neu organisiert. Sein scharfer Verstand beherrscht jede Funktion der verwickelten Staatsmaschine, und vor seinem prüfenden Blick zittert der kleinste Beamte, wenn er seine Pflicht nicht mit größter Genauigkeit getan hat; dann rettet ihn nichts vor dem strafenden Blitz des allwissenden Paschas, gegen dessen Unzufriedenheit es keine Berufung gibt. Der Faulenzer und Nichtskönner wird rücksichtslos verabschiedet und verschwindet. Die Lage ist zu ernst, als daß man den Säumigen durch die Finger sehen könnte. Nichts darf versagen, und die ganze Maschinerie muß klappen.

Dschemals Stabschef Ali Fuad Bei hat keine freie Stunde. Neue Mannschaften werden eingezogen, die Verpflegung der Armee geordnet, die Transportverhältnisse verbessert. Da, wo man vor dem Kriege nur reitend auf schlechten Pfaden vorwärts kam, laufen

jetzt vortreffliche Automobilstraßen durch das Heilige Land. Kamele, Pferde und Fuhrwerk werden für die Bedürfnisse des Etappenwesens requiriert. Die Zivilbevölkerung kommt wohl zuweilen schlecht dabei weg, wenn Getreide- und andere Lebensmittelvorräte für die Armee in Anspruch genommen werden. Aber auch für ihr Wohlergehen wird gesorgt.

Die eigenen Hilfsmittel des Landes werden aufs äußerste ausgenutzt, und Dschemal Pascha erklärte mir mit berechtigtem Stolz, daß seine Provinzen alles zu liefern imstande seien, was zur Kriegführung gebraucht werde, mit Ausnahme von Gold, Waffen und Munition. In der kurzen Zeit seiner Amtsführung war eine große Reihe Fabriken entstanden, besonders in Damaskus. Da gab es Reparaturwerkstätten für Geschütze, Gewehre und Automobile; man stellte Konserven, Maschinenteile, Verbandzeug und tausend andere Dinge her. Mich fesselte vor allem eine Anstalt in Damaskus, in der Baumwolle für Zwecke der Krankenpflege verarbeitet wurde. Unter sachkundiger Führung besichtigte ich alle ihre Abteilungen. In gewaltigen Ballen kommt die Baumwolle aus Adana. Kräftige Arbeiter nehmen mit einer runden Keule die erste, rein mechanische Reinigung vor, sie befreien die Baumwolle von Samengehäusen, Blättern und andern Zusätzen. Dann folgen die Krempelung auf Walzen und zackigen Rädern und die verschiedenen chemischen Prozesse, das Waschen in klarem Wasser usw. und schließlich das Trocknen, Entkeimen und Einpacken in Pakete von wechselnder Größe. Diese Fabrik versieht die ganze türkische Armee in Asien mit Verbandzeug und liefert sogar noch nach Konstantinopel.

Dschemal Pascha ist aber nicht nur reich an neuen Ideen und Anregungen nach allen Richtungen hin, er weiß auch seinen Willen mit eiserner Hand durchzusetzen. Erscheint ihm ein Vorschlag gut, so muß er auch sofort in die Tat umgesetzt werden. Er beruft nicht erst umständliche Kommissionen zur Untersuchung, ob der oder jener Plan ausführbar sei. Er erklärt einfach: so und so ist es zu machen! Er befiehlt z. B. einem Effendi: „Hier muß

heute in zehn Monaten eine Fabrik stehen, alle Maschinen müssen im Gang und das Personal vollzählig und ausgebildet sein, sonst werden Sie gehenkt.“ Daß Dschemal seinerseits Wort hält, darauf kann sich der mit diesem Auftrag Beglückte mit unbedingter Sicherheit verlassen. Aber die Fabrik ist nach zehn Monaten fertig, und der Effendi wird nicht gehenkt.

Darin erinnert Dschemal Pascha lebhaft an Kitchener und den Großfürsten Nikolai; er ist wie sie ein Mordskerl, und seiner Energie ist nichts unmöglich. Er hält Syrien wie in einem Schraubstock. Er hat noch etwas vom asiatischen Despoten, vom Tyrannen, wenn man will, er scheut kein Wagnis, und sein Name weckt Furcht zugleich und Achtung. Er ist der geborene Führer, der seine Untergebenen mit wenigen Ausnahmen dahin bringt, wo er sie haben will, und der richtige Weg zur Wohlfahrt des Landes und des Volkes liegt klar vor seinen Augen. Er weiß, daß die Zukunft der Türkei von diesem Krieg abhängt, und geht mit unerschütterlicher Ruhe auf sein Ziel los, ohne Übereilung, aber auch ohne Nervosität und lähmenden Zweifel.

Gleich Kitchener besitzt auch er einen Ehrgeiz, dem nichts mißlingen kann und darf. Er will seinen Namen einst in der Geschichte unter denen genannt wissen, die ihrem Vaterlande in stürmischer Gefahr als Retter erstanden sind. Er will Außerordentliches leisten und wird nach menschlichem Ermessen auch in Zukunft noch von sich reden machen.

Wehe aber denen, die seine Pläne durchkreuzen oder gar gegen ihr eigenes Vaterland kämpfen. Und siebenmal wehe denen, die mit den Landesfeinden unter einer Decke stecken. Bei Ausbruch des Krieges wurden die Konsuln der Ententemächte aus allen türkischen Städten ausgewiesen. Der englische Konsul in Beirut verbrannte sein ganzes Archiv; saubere Sachen werden darin gewesen sein! Der französische Konsul in derselben Stadt war nicht so vorsichtig, und die gründliche Untersuchung seiner Papiere brachte Dokumente ans Tageslicht, die zur Entdeckung einer nicht geringen Anzahl von Landesverrätern, besonders in Damaskus, führte. Die

Untersuchung nahm geraume Zeit in Anspruch. Erst im Januar 1916 war man soweit, daß ein erstes Kriegsgericht zusammentreten konnte, ein zweites im Mai. Dreiunddreißig Personen aus den vornehmsten und reichsten arabischen Familien von Damaskus wurden wegen Hochverrats und verräterischer Umtriebe mit fremden Mächten zum Tod durch den Strang verurteilt. Ihr Ziel war nichts Geringeres gewesen, als bei passender Gelegenheit Syrien vom türkischen Reich loszureißen.

Dschemal Pascha ist ein strenger, aber unbestechlich gerechter Mann. In seinen Fabriken arbeiten fast ausschließlich die Frauen der Frontsoldaten; ihr Lohn ist nicht groß, reicht aber aus für die notwendigsten Bedürfnisse der Daheimgebliebenen. In Damaskus erzählt man sich unter vier Augen, Dschemal mißbillige die Verfolgungen der Armenier aufs schärfste. In seinem Machtbereich werden Ungerechtigkeiten gegen dieses unglückliche Volk nicht geduldet. Wohl waren, ich glaube im Herbst 1915, Scharen armenischer Flüchtlinge nach Aleppo gekommen, wo viele zugrunde gingen. Solange ich aber in Syrien war, also bis zum Herbst 1916, hörte ich nichts Derartiges. Einmal war ich zugegen, als Dschemal Pascha von einem Moslem berichtet wurde, der sich an armenischen Mädchen vergangen habe. Der Zorn blitzte ihm aus den Augen, und er gab seinem Stabschef den strengen Befehl, an Ort und Stelle eine gründliche Untersuchung vorzunehmen und ihr Ergebnis zu melden. Und man versicherte mir, wenn der Verbrecher überführt werde, könne ihn nichts vor dem Galgen retten.

Man hat zuweilen gefragt, ob Dschemal Pascha Franzosen- oder Deutschenfreund ist. Wie alle gebildeten Türken, spricht er fließend Französisch, und vor dem Krieg war er wohl am meisten der Trikolore zugetan. Der Krieg aber hat ihm die höchste Bewunderung für Deutschlands Tüchtigkeit und Kraft eingeflößt, und für die charakterfeste Persönlichkeit des Deutschen Kaisers hegt er aufrichtige Verehrung. Er selbst pflegt zu sagen, daß er weder Franzosen- noch Deutschenfreund, sondern in erster Linie durch und durch ein Freund seines Vaterlandes sei.

13. Der See Genezareth.

Im Lehnstuhl am offenen Fenster meines Hotelzimmers zu Damaskus zu sitzen und die Wiederkehr meiner Kräfte abzuwarten, wurde mir bald zu langweilig. Am 22. Juli nahm ich daher Abschied von meiner treuen Pflegerin, Schwester Sophie, und ein Salonwagen, den mir Eisenbahndirektor Dickmann eingeräumt hatte, brachte mich weiter nach Süden. Die französische Eisenbahn war außer Betrieb; daher ging es zunächst auf der Hedschasbahn bis Derat. Die Fahrt führte durch die Ebene Hauran und an deren breitem Lavafeld El-Ledscha vorüber, einer furchtbaren Steinwüste, in der kein Baum gedeiht, kein Mensch, geschweige denn eine Karawane zu sehen war, und die wenigen kümmerlichen Dörfer aus schwarzem Basalt gebaut sind. Nur an den Haltestellen zeigte sich Leben.

Von Derat brachte mich dann die Haifabahn nordwestwärts über das Gebirge hinunter in das wildromantische Tal des Jarmuk. Nach zwölfstündiger Fahrt hielt der Zug in pechfinsterer Nacht in Samach am Ufer des Sees Genezareth, wo mich ein kleines Dampfschiff erwartete und nach drei Viertelstunden in Tiberias absetzte. Nach der Siedehitze, die tagsüber in der Holzkiste des Salonwagens gebrütet hatte, war diese Fahrt wie ein erfrischendes Bad. Am Himmel glitzerten die Sterne, und als ich mich auf dem Balkon meines Hotelzimmers unter dem Mückennetz bettete, stand die kleine Scheibe des Mondes über dem heiligen See, der unter seiner leichten Nebeldecke so unendlich schien wie ein Meer.

Tiberias war zu Christi Zeit die Hauptstadt der römischen Provinz Galiläa. Noch heute gilt es als ein Hauptsitz der Talmudforschung, ist aber im übrigen ein unbedeutender, fast nur von Juden bewohnter Ort mit unglaublich engen Gassen und puppenhaft kleinen Häusern. Es liegt auf einem schmalen Landstreifen unterhalb der Berge von Untergaliläa, über deren Schwelle den ganzen Sommer hindurch der Mittelmeerwind wie ein Wasserfall herüberbraust. Er weht am frischesten Nachmittags und bringt

nach der lähmenden Mittagsglut von 37 und mehr Grad belebende Kühlung für die ganze Nacht. Dank mehreren warmen Schwefelquellen, die einige Kilometer südlich von Tiberias entspringen, ist das Städtchen noch heute ein sehr besuchter Badeort, und vom Seeufer aus zeigt es hohe malerische Schönheit. Hier schieben sich alte Türme, Mauern und Tore in das Wasser vor, und hier liegen die Fischerkähne verankert, die noch jetzt mit biblisch reichem Fang von ihrer Ausfahrt zurückzukehren pflegen. Von dem berühmten Fisch des Simon Petrus, Chromis Simonis, der Rogen und Brut im Maule trägt, sollen noch heute fünf Tonnen in einem einzigen Fischernetz eingebracht werden. Die Schilderung im Johannisevangelium: „Da warfen sie das Netz aus und konnten es nicht mehr ziehen vor der Menge der Fische“ ist also keineswegs übertrieben.

Ob Jesus jemals in Tiberias war, geht aus dem Neuen Testament, das diese Stadt nur dreimal erwähnt, nicht mit Bestimmtheit hervor; aber von den Ufern des Sees Genezareth aus hat er seine Laufbahn als Lehrer der Menschheit angetreten. Die heiligen Stätten seiner Wirksamkeit drängte es mich aufzusuchen.

Die Sonne war bereits über dem Gergesener Berg aufgegangen, als ich in der Morgenfrühe des 24. Julis in Begleitung des deutschen Ingenieurs Lindle und des Kawassen Diab, den mir Konsul Löytved in Damaskus als Diener mitgegeben hatte, zur Landungsbrücke hinabging, wo vier junge Fischer mit einem Segelboot auf uns warteten. Notdürftigen Mundvorrat für zwei Tage führten wir mit uns; für das übrige sollten die Netze sorgen, mit denen das Boot ausgerüstet war.

Um ½6 Uhr stießen wir ab. Die Luftwärme betrug schon 28,1 Grad, die des Wassers 27,7 Grad. Die dunklen Basalthäuser von Tiberias lagen im Glanz der Morgensonne, die uns gerade entgegenschien, als wir, in geringer Entfernung vom Ufer, auf Magdala zusteuerten.

Der See Genezareth liegt wie in einem Trog, auf allen Seiten von einem Kranz von Bergen umgeben. Sie sind nackt

und öde und spielen in gelben, braunen und roten Farbtönen. Die Kalksteinberge von Untergaliläa sind hier und da mit Basalt durchsetzt, mit Lava und Bimsstein bestreut und fallen in flachen Bogen dunkel und ohne eine Spur von Vegetation nach dem See zu ab. Die Berge des Ostufers schließen sich zu einem gleichmäßig hohen Rücken zusammen, aus dem mehrere Täler hervorbrechen. Auch sie bestehen aus Kalkstein und Basalt und scheinen schroff in das Wasser abzufallen, lassen aber einen von der Westseite aus nicht sichtbaren Uferstreifen zum Anbau frei. Bäume sind rund um den See herum sehr selten; auf dem Ostufer wachsen aber an mehreren Stellen Dornsträucher, Oleander und einige andere Pflanzen.

Kräftige Ruderschläge treiben unser Schifflein nordwestwärts über die plätschernden Wellen, die allmählich unter dem Druck des Morgenwindes höher werden. Wir sitzen mit dem Rücken nach Osten, weil die glitzernde Sonnenbahn dort blendet, und genießen die Morgenfrische in vollen Zügen. Gerade vor uns erhebt sich, 1199 Meter hoch, der Dschermak, einer der höchsten Berge von Obergaliläa. Der Ufersteg liegt noch völlig einsam. Ein paar vereinzelte Bäume saugen ihre Nahrung aus einer Süßwasserquelle. Etwas weiterhin öffnet sich das kleine Tal Wadi Abu Ramisch, an dessen Salzquelle sich Überreste eines römischen Bades finden. Sieben Kilometer vom Ufer entfernt liegt bergaufwärts Kurun Hattin, wo Sultan Saladin am 5. Juli 1187 die Kreuzfahrer vernichtete.

Jetzt biegen wir nach Nordosten ab, wo im Schatten rauher Bergschultern etliche ärmliche Hütten mit ein paar Bäumen und Palmen sichtbar werden. Der unansehnliche Ort heißt bei den Arabern Medschdel, bei den Juden Migdal und ist das altberühmte Dorf Magdala, die Heimat der Maria Magdalena. Durch das Tal Abu Ramisch, dem wir jetzt gerade gegenüber sind, führt eine wichtige Abzweigung der großen Jordanstraße nach Nazareth und von dort zur Küste, und durch das nächste Tal El-Hamam läuft seit uralter Heidenzeit die Karawanenstraße zwischen Nazareth

und Damaskus. Hier lebte in der Kreuzfahrerzeit der Räuber Eisenstein und machte von seiner Burgveste aus, von der noch Ruinen vorhanden sind, das umliegende Land unsicher.

Blickt man über die Wasserfläche hin, so schimmert der See in tiefem Blau. Schaut man aber senkrecht in die Tiefe, dann ist er grün wie junges Birkenlaub im Frühjahr und klar wie Quellwasser, denn was der Jordan und andere Flüsse an festen Bestandteilen mit sich führen, sinkt zu Boden. Die Anwohner trinken das Seewasser unbedenklich; auch meine Zunge konnte keinen Salzgehalt darin bemerken. Nur nahe bei der Mündung der Schwefelquellen von Tiberias hat es einen unangenehmen Beigeschmack. Die ganze Landschaft ist Blau in Blau: der See, die zartere Bläue des Himmels, an dem sich nur wenige weiße Wolken langsam zerteilen, die blaugrüne Farbe der Berge auf dem Ostufer und die nur schattenhaften Umrisse der königlichen Kuppel des Hermon. Dazu die Stille, die nur von dem Plätschern des Wassers am Vordersteven und von den Ruderschlägen unterbrochen wird, der strahlende Sonnenschein, die Wärme und schließlich die Müdigkeit, die mir noch von meiner Krankheit her in den Gliedern steckt — alles vereinigt sich zu einem Gefühl der Unwirklichkeit, eines märchenhaften Zaubers, als glitte man über ein ungeheures Becken von durchsichtigem Türkis dahin, das eine hellblaue Glasglocke überwölbt. Dazu die Fülle der Erinnerungen, die diesen See umschweben — kein Wunder, wenn die alten Rabbiner sagen, Jehova habe sieben Meere erschaffen, das Meer von Genezareth aber sei seine Wonne gewesen.

Bei Magdala treten die Berge nach Westen zurück und lassen einen langen, breiten Uferstreifen frei. Dieser führte ursprünglich den Namen Genezareth, den man auf den See selbst übertrug; im Evangelium heißt dieser das Galiläische Meer und heute gewöhnlich Bahr Tabarija.

Nach fünf Viertelstunden landen wir nördlich von Magdala, bereiten auf dem seichten Sandstrand unsern Frühstückstisch und spannen das Segel als Sonnendach darüber. Unter den Steinen,

die hier und da das Ufer bedecken, tummeln sich Krabben. Einer unserer Ruderer zeigt seine Geschicklichkeit in der Handhabung des Wurfnetzes. Vorsichtig watet er ein Stück ins Wasser hinein, dann wirft er das Netz wagerecht wie einen Lasso aus; es fällt in Bogenform nieder, und die am unteren Rand befestigten Gewichte straffen es senkrecht wie ein Gitter. Im selben Augenblick scheucht er durch Lärm und Steinwürfe die Fische gegen das Netz und sucht so schnell wie möglich dessen beide Enden an sich heran und das Ganze aufs Land zu ziehen. So fing er auf einen Wurf achtundsechzig kleine, sardinenähnliche, recht wohlschmeckende Fische.

Berufsmäßige Fischer gibt es jetzt am See Genezareth nicht mehr viele, denn nach seinen Fischen ist in Tiberias und den paar Dörfern am Ufer nur geringe Nachfrage. Aus Mangel an Holz müssen die Boote in Haifa gebaut und über Land hergeschafft werden; schon deshalb sind ihrer wenige, und ein weißes Segel auf dem See ist eine Seltenheit. Zu Christi Zeiten war das anders. Da zog sich ein Kranz stark bevölkerter Gemeinden um das Seegestade herum: Tiberias, Magdala, Gadara, Hippos, Kapernaum und Bethsaida, außerdem zahlreiche Fischerdörfer, und noch ein Menschenalter nach Christi Tod versichert der jüdische Geschichtsschreiber Flavius Josephus, daß die Häuser von neun oder zehn Städten um den See herum dicht beieinander lägen. Damals gab es hier noch Wälder und Gärten, und man konnte im Schatten der Eichen, Oliven und Nußbäume ruhen. Auf den Höhen von Gadara, wo die Luft frischer wehte, waren die Lager der römischen Legionäre; ein Teil der kaiserlichen Truppen lag auch in den Städten selbst in Garnison, und hier herrschte ein ausgelassenes Leben. Ein Offizier dieser Truppen ist der gesamten Christenheit noch heute bekannt, obgleich sein Name nicht überliefert ist: er stand als Zenturio in Kapernaum, und sein Glaube war stärker als der Israels.

Der Fischfang wurde damals von jedem betrieben, der Lust dazu hatte, am meisten natürlich von den Armen, die zwischen

den Städten wohnten und von der Zivilisation Roms oder Athens noch unberührt waren. Am Nordufer scheint er besonders ergiebig gewesen zu sein. Damals brauchte der Heiland nicht lange zu suchen, um auf Fischer zu stoßen. So lesen wir denn in der Bibel: „Als Jesus am Galiläischen Meer ging, sah er zwei Brüder ... die warfen ihre Netze ins Meer, denn sie waren Fischer, und er sprach zu ihnen: ‚Folget mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen' ... Und da er von denen fürbaß ging, sah er zwei andere Brüder ... daß sie ihre Netze flickten, und er rief sie."

Nicht an die Reichen, Vornehmen und Gelehrten in den Städten richtete der Menschensohn seine Mahnung, sich selbst zu verleugnen, sein Kreuz auf sich zu nehmen und ihm zu folgen, sondern in den armen Fischern am Ufer suchte und fand er seine Boten an die ungeborenen Geschlechter der kommenden Jahrtausende. —

Nachdem wir eine Stunde geruht hatten, ließ sich auf der schlechten Straße, die zum Ufer hinabführte, das Geräusch eines Wagens hören, der uns zu einem Besuch der drei Kilometer entfernten musterhaften Judenkolonie von Migdal abholte. Von diesem Ausflug kehrten wir erst am Spätnachmittag zurück und segelten nun mit günstigem Winde nach Nordosten. Die Tageshitze war vorüber, und unser Boot schaukelte auf den zunehmenden Wellen in langen, mäßigen Schwingungen. Nicht immer ist der See so friedlich und sommerlich heiter, wenn auch der heftigste Sturm ihn immer nur bis zu einer gewissen Höhe aufwühlen kann, denn die Wasserfläche ist nicht breiter als 12 und nicht länger als 22 Kilometer. Ein Boot wie das unsere von sechs bis sieben Meter Länge ist dann ein wehrloses Spielzeug der Wellen. In alter Zeit waren diese Maße gewiß nicht größer; das Evangelium übertreibt daher nicht, wenn es berichtet: „Und siehe da erhob sich ein großes Ungestüm im Meer, so daß auch das Schiff mit Wellen bedeckt ward."

Hinter einer Landspitze wurde nun eine Oase sichtbar, ein schmaler Gürtel üppigsten Grüns am Fuße eines Hügels, und unter schattigen Laubbäumen entdeckten wir mehrere Häuschen,



Phot.: Larsson.

Magdala am See Genezareth.



Ruinen der Synagoge in Kapernaum.



Mariabrunnen in Nazareth.

die dem katholischen deutschen Palästina-Verein gehören. Der Ort heißt Tabga und war unser Ziel für heute.

Wir landeten und stiegen zu der hübschen Ansiedelung hinauf. Auf der großen, nach dem See zu offenen Veranda des Hauptgebäudes empfing uns als Wirt ein deutscher Professor namens Schmitz, der in seinem langen grauen Bart und seiner langen grauen Kutte wie ein Mönch aussah und schon seit Jahren allein mit seinem Diener hier wohnt. In Friedenszeiten zwar vergeht kaum ein Tag, daß nicht ein Pilger vorspricht und in der Herberge von Tabga übernachtet. Jetzt aber war dieser Verkehr völlig eingeschlafen, und so lebte der alte Gelehrte hier völlig abgeschieden von der Welt und einsam wie ein Eremit.

Nordöstlich von Tabga liegt ein Hügel, Tell Hum, der unmittelbar zum Wasser abfällt. Die Überlieferung bezeichnet ihn als den Platz, auf dem die fünftausend Menschen des Evangeliums mit fünf Broten und zwei Fischen gespeist wurden. Auf seinem Gipfel haben Italiener erst vor kurzem eine Herberge mit Kapelle errichtet. Einige Häuser noch weiter im Nordosten sind Kapernaum. Die nahen Berge sind jetzt dunkelgrau mit eingestreuten schwarzen Punkten; das sind Basaltblöcke. Die Berge dahinter erscheinen im Lichte des sinkenden Abends schwach violett, die Schatten ihrer Talmündungen dunkelblau und der See marineblau. Das einzige Grün in der Landschaft sind die beiden Punkte Tabga und Kapernaum, denn Gras und Kräuter auf diesen Hügeln hier sind von der Sonne verbrannt, graugelb und brüchig wie Glas. Nur im regnerischen Frühjahr deckt ein Teppich von saftigem Grün und bunten Blumen auch diese nackten Berglehnen.

Nun sinkt die Sonne und die Schatten der Westberge schieben sich über die verdunkelte Fläche des Sees herüber, um langsam an den Abhängen der Ostberge emporzusteigen. Das Violett weicht einem tonlosen Grau, der rote Widerschein des Tagesgestirns verschwindet, und der Abend senkt sich still und feierlich auf die Wogen des heiligen Sees herab. Ich aber muß eines andern heiligen Sees gedenken, des Tso-mavang der Tibeter, des

Manassarowar der Hindus, an dessen Ufern ich in friedlicherer Zeit einen Monat zugebracht habe. Kein dritter See hat eine solche Macht über Glauben und Denken von Millionen und aber Millionen Menschen ausgeübt wie jene beiden. Wer im Manassarowar badet oder sein Wasser trinkt, so verheißen die heiligen Schriften der Inder, wird in Brahmas Paradies eingehen. An den Ufern des Sees Genezareth aber, dessen Umrisse jetzt im Abendschatten verdämmern, erklangen zum erstenmal die Worte, die uns allen seit unserer Kindheit vertraut sind und als letzte an unserm Totenbett gesprochen werden: „Vater unser."

14. Kapernaum.

Am andern Morgen zeigte uns Professor Schmitz sein ganzes Heim, seine archäologischen Funde nnd die zahlreichen Bilder und Kupferstiche an den Wänden seines großen Arbeitszimmers. Die meisten waren biblischen Inhalts, und mehrere stellten Ereignisse auf und an dem Galiläischen Meer dar: Petri Fischfang, den Sturm auf dem Meer, Jesus auf dem Wasser wandelnd, die Auferstehung von Jairi Tochter und anderes.

½10 Uhr nahmen wir Abschied. Der Eremit sah uns noch lange nach, als unser Fahrzeug sich in nordöstlicher Richtung entfernte.

Eine schwache Südwestbrise treibt uns vorwärts. Der Tag ist strahlend schön. Die Temperatur beträgt um 10 Uhr 31,2 Grad im Schatten und 28,9 Grad im Wasser. Die Hitze ist also erträglich, wenigstens geringer, als ich nach den mir gewordenen Schilderungen gefürchtet hatte. Wir rudern das Ufer entlang. Die letzten Bäume der kleinen deutschen Oase verschwinden. Vereinzelte, anscheinend verlassene Hütten liegen am Strande. Ein melodisch murmelnder Bach ergießt sich in den See und treibt eine Mühle. Auf den mit Basaltblöcken übersäten Abhängen weiden Ziegen und Schafe, und auf dem Gipfel des nächsten Hügels erhebt sich das italienische Haus, das der Krieg seiner Bestimmung einstweilen entzogen hat; jetzt war es von türkischen Etappentruppen besetzt.

Die Eukalyptusbäume und Weiden am steinbesäten Ufer von Kapernaum tauchen nun vor uns auf. Ein paar vorspringende kurze Mauern bilden einen kleinen Bootshafen; hier legen wir an.

In Kapernaum haben die Franziskaner eine Herberge und ein Landgut. Den ganzen Besitz umgibt eine Steinmauer zum Schutz gegen die raubgierigen Semekije-Araber, die hier herum in den Gauen der Gergesener und Gadarener wohnen und schon mehrfach bei den Franziskanern eingebrochen sind. Wie still und verlassen ist das Gehöft! Wie vernachlässigt das Haus, und wie verwildert die Pflanzungen!

Ein alter Franziskanermönch mit langem weißen Bart und freundlich lächelnden Augen kommt heraus, heißt uns herzlich willkommen und stellt sich als Bruder Wendelin vor. Er ist Deutscher und von Beruf Architekt, hat zwölf Jahre in Jerusalem gelebt und kam vor zehn Jahren nach Kapernaum, wo er in tiefster Einsamkeit mit seinem Diener wohnt. Gäste kann er nicht unterbringen, daher können auch keine Pilger in Kapernaum bleiben. Bruder Wendelin leitet hier die Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft, die der Krieg natürlich unterbrochen hat, aber er will Kapernaum nicht verlassen, da er fürchtet, daß die schon gewonnenen Resultate dann von den Arabern zerstört werden.

Gleich vor der Veranda des Hauses bietet sich der bedeutendste Fund dieser Ausgrabungen dar, die Ruinen einer Synagoge römischen Stils mit drei Meter hohen, weißen Kalksteinsäulen, die mehr oder weniger beschädigt zwischen den Resten ihrer schönen korinthischen Kapitelle umherliegen. Die kunstvoll gearbeiteten Basen sind noch in gutem Zustand. Die Maße der Synagoge sind 24,5 und 18 Meter; die Gebetshalle war auf allen Seiten, mit Ausnahme der östlichen, mit einem Säulengang umgeben. Der Architrav, mit schön gearbeiteten Blumen- und Blattornamenten verziert, trug noch kleinere Säulen eines Zwischenstocks. Die Hauptfront ging nach Süden und hatte ein dreifaches Portal und eine drei Meter breite Terrasse ohne Kolonnade. Zu den Ost- und Westeingängen führen noch jetzt wohlerhaltene Treppen hinauf.

Über die Lage von Kapernaum haben sich die Gelehrten lange gestritten. Die deutschen Ausgrabungen haben jetzt das Problem gelöst. Man weiß, daß da, wo die Schwiegermutter des Petrus wohnte, ums Jahr 600 durch Joseph von Tiberias eine Basilika gebaut wurde; ihre achteckigen, mit schöner Mosaik belegten Grundmauern hat man gefunden. Im Hause des Petrus aber wohnte Jesus mit seinen Jüngern während seines Aufenthalts in Kapernaum. Ringsherum finden sich noch zahlreiche weitere Überreste von Steinhäusern, und gewiß birgt die Erde hier noch viele Geheimnisse. Östlich von der Synagoge stieß man auf Überreste eines Gebäudes, das wahrscheinlich im vierten Jahrhundert eine Schule war.

Nach diesen wunderbaren Entdeckungen, erklärte Bruder Wendelin, sei kein Zweifel mehr möglich: hier war die Synagoge, die der römische Hauptmann den Ältesten der Juden in Kapernaum geschenkt hat. Als dann der Römer Jesum um Hilfe für seinen todkranken Diener bat, nahmen sich die Juden seiner Sache an und sagten zum Meister: „Er ist es wert, daß du ihm das erzeigest, denn er hat unser Volk lieb, und die Schule hat er uns erbaut."

Auch die Erinnerung an den Vorsteher dieses Tempels, zwischen dessen zusammengestürzten Säulenreihen wir langsam umherwanderten, wird nie vergehen. „Und siehe, da kam ein Mann mit Namen Jairus, der ein Oberster der Schule war, und fiel Jesus zu Füßen und bat ihn, daß er wolle in sein Haus kommen; denn er hatte eine einzige Tochter bei zwölf Jahren, die lag in den letzten Zügen. Da aber der Meister zögerte, kam einer vom Gesinde des Obersten der Schule und sprach zu ihm: ‚Deine Tochter ist gestorben, bemühe den Meister nicht.'"

„Jesus aber sprach: ‚Weinet nicht, sie ist nicht gestorben, sondern sie schläft.' Und er ging hinein, nahm sie bei der Hand und rief: ‚Kind, stehe auf!' — und sie stand alsobald auf."

Auf welchem der Hügel bei Kapernaum die Bergpredigt gehalten wurde, wissen wir nicht. Wohl aber, daß in dieser Synagoge die Stimme des Menschensohnes erklang, und daß seine Füße die Kalksteinplatten berührten, auf denen wir jetzt wandern.

Die Evangelisten sprechen oft davon: „Und am Sabbat ging er gleich in die Synagoge und lehrte.“ — „Das sagte er also, als er in der Synagoge zu Kapernaum lehrte.“ — „Und er stand auf und ging von der Synagoge in Simons Haus, und hier rief er: ‚Ich bin das Brot des Lebens!‘“

Wenn diese Steine reden könnten! Wenn sie verkündeten, was sie gesehen und gehört haben! An der Südseite steht noch ein Teil der Mauer, von der die Worte widerhallten: „Ich bin das Brot des Lebens.“ Zwei Jahrtausende hindurch haben zahllose Generationen auf dem ganzen Erdenrund diesen Worten gelauscht. In Millionen von Bibeln stehen sie in mehr als dreihundert Sprachen gedruckt. Sie ertönten auf Kanzeln und Altären, wurden an der Wiege und am Grabe wiederholt, stehen auf dem Pergament mittelalterlicher Handschriften und an den Kuppeln der Kathedralen; sie spendeten Betrübten Trost und Hoffnung und öffneten den Toten den Blick in die seligen Auen „jenseits des Jordans“. Hier aber, wo jetzt Eidechsen nur und Spinnen über die von der Sonne erhitzten Steinblöcke kriechen, sind sie von den eigenen Lippen des Menschensohnes erklungen und sprechen noch heute zu den Pilgern mit unwiderstehlicher Gewalt.

In Kapernaum bei Simon Petrus war Jesus wie zu Hause, und die Evangelisten nennen Kapernaum seine eigene Stadt. Hier lag eine römische Garnison, hier wurde Zoll erhoben, und hier war eine Steuereinnahme. An Kapernaums Toren vorüber ging eine der großen römischen Straßen, deren zahlreiche prächtige Spuren sich noch heute durch ganz Palästina ziehen. Und im Norden unweit der Stadt liegt auch der Hügel Barikat, der Ort des Segens, wo nach der Meinung einiger Forscher die Bergpredigt gehalten wurde.

Noch immer ist Kapernaum das Ziel zahlreicher Wallfahrten. Im Jahre 1913 kamen über 10000 Pilger hierhin, Spanier und Polen, Italiener und Franzosen, Belgier und Engländer, und Tausende von Russen aus Jerusalem, die unter der Last ihrer Kochgeschirre und Proviantsäcke im Staub der Landstraße

zu Fuß hergewandert waren. Die Russen, sagte Bruder Wendelin, zeichneten sich durch besonders inbrünstigen Glauben und kindliche Andacht aus. Die Deutschen reisen gewöhnlich in geschlossenen Gruppen für sich. Nach Ostern kommt jährlich eine große Pilgerkarawane.

½2 Uhr drücken wir Bruder Wendelin die Hand zum Abschied und gehen wieder an Bord. Der Wind hat sich gelegt; die Temperatur der Luft ist 33,8, die des Wassers 31,4 Grad. Im Süden, wo der Jordan den See Genezareth verläßt, verschwindet das Ufer so völlig im Nebel, als führen wir in einer Meeresbucht. Unser Kurs ist nordöstlich gerichtet. Zwischen den öden Strandhügeln, auf denen der Erlöser unzähligemal mit seiner Fischerschar gewandert ist, liegen wenige Meter vom Ufer entfernt die Ruinen von Chorasin; von Zeit zu Zeit schlagen Beduinen hier ihre Zelte auf und lassen ihre Herden weiden. Und östlich von Chorasin liegt Bethsaida in einer trostlosen Gegend; dahin begab sich Jesus, als er vom Tode Johannes des Täufers gehört hatte. Zwischen diesen beiden Orten tritt der Jordan in den See ein.

Dorthin geht nun unsere Fahrt. Vor uns zeigt der See einen nach Süden gerichteten Streifen, der bald in den frischen grünen Wasserflächen verschwindet. Wir geraten auf seichte Stellen und müssen um eine vorspringende Schlammzunge herum. Die Farbe des Wassers wird trüb, bald ist sie graubraun, und die Strömung zieht langsam nach Südosten. Um diese Jahreszeit ist sie immer sehr schwach, aber während und nach der Regenzeit kommen oft große Wassermassen vom Hermon und von den galiläischen Bergen herab. Jetzt macht der Jordan nur einen bescheidenen Eindruck. Seine Breite beträgt etwa dreißig Meter. Am linken Ufer steht ein Eukalyptuswäldchen, auf dem rechten sind einige Beduinenzelte aufgeschlagen; dort am Strande badet eine Schar munterer, bronzebrauner Kinder, und im Uferschlamm wühlen grauschwarze Büffel; von einigen sind nur Hörner, Augen und Maul über der Wasserfläche sichtbar. Kamele und Kühe weiden auf der Steppe, von wachsamen Hunden behütet.

Wir ruderten ein Stück den Fluß hinauf und dann wieder zurück. Ein frischer Westwind hatte sich aufgemacht und wurde, als wir wieder auf den See hinauskamen und die Richtung nach Tiberias einschlugen, so stark, daß die Wellen am Vordersteven in das Boot hineinspritzten und unsere vier Fischer arbeiten mußten, daß die Ruder knackten. Mit Mühe und Not erreichten wir endlich wieder die Eukalyptusbäume am Ufer von Kapernaum, wo wir landeten und in dem kleinen Hafen unsern letzten Proviant verzehrten, den der Franziskanerbruder durch Brot, Gurken und Tomaten vermehrte.

Nachdem der Wind etwas nachgelassen hatte, hißten wir das Segel und kamen mit guter Geschwindigkeit nach Magdala. Dann legte sich plötzlich der Wind ganz.

Als er sich von neuem erhob, zeigten sich im Südwesten einige schwache Lichtpunkte — die Laternen von Tiberias. Langsam wurden sie größer. Über uns glitzerten die Sterne, und unter uns brauten die dunklen Geheimnisse der Tiefe. Schon waren wir bei den Strandhäusern und Türmen von Tiberias, landeten an der Brücke und eilten unter das weiße Zelt des Mückennetzes. —

15. Am Mariabrunnen zu Nazareth.

In Tiberias gönnte ich mir noch einen Tag Ruhe. Am 27. Juli aber holte mich ein Wagen aus Nazareth ab, und nun ging es zunächst in zahllosen Zickzackwindungen in das Bergland zwischen Jordansenke und Mittelmeer hinauf. Ein wunderliches Gefühl, daß man über 208 Meter mühsam bergaufwärts klettern muß, um nur auf Meereshöhe zu kommen. Bis zur Höhe von Nazareth beträgt dann die Steigung noch 350 Meter. Der Aufstieg beginnt schon, ehe man aus Tiberias hinaus ist, und ist im Anfang am steilsten. Bald liegt die blaue Wasserfläche des Genezareth im Kranz der grauvioletten Berge tief unter mir. Im Norden über dem Hochland von Galiläa und der Ebene von Hauran erhebt sich stolz und mächtig der Hermon, und im Südwesten wird der runde, mit Eichen bewachsene Kegel des Tabor sichtbar.

Dann verschwinden die Umrisse des Galiläischen Meeres, wir sind auf der Höhe angelangt, und nun geht es in flottem Trabe durch Untergaliläa, das schon vor 1900 Jahren eine reiche, herrliche Provinz war und mit der ganzen damals bekannten Welt in Verbindung stand. Uralte Handelsstraßen nach Ägypten, Babylonien und Rom führten über diese Berge und durch diese Täler, und eine der großen Heerstraßen des Altertums lief hier durch, auf der mazedonische Hopliten und römische Legionen marschierten. Von den Küstenstädten des Mittelmeers schickte man Karawanen durch Untergaliläa über Bethsan nach Gilead und Arabien, und in Kapernaum an der großen Straße, die Damaskus mit der Wüste verband, saß der Apostel und Evangelist Matthäus als Zolleinnehmer. Galiläa ist die Urheimat des Christentums.

Der Gebirgsgrund ist Kalkstein, doch zeigen sich auch Spuren vulkanischer Tätigkeit, Basalt- und Lavablöcke sind nicht selten, und wie in Tiberias treten auch hier heiße Schwefelquellen zutage. Untergaliläa hat vorwiegend Buschwald aus Sykomoren und Myrten; andere Bäume wie Eichen, Ahorn usw. finden sich nur vereinzelt; ebenso Kaktus. Auf den Abhängen und im Talgrund gedeiht der Ölbaum zwischen weiten Ackerfeldern. Die Bewässerung ist gut und der Boden fruchtbar. Herden von schwarzen Ziegen und weißen Schafen weiden auf den Wiesen, seltener Hornvieh. Zu Jesus' Zeit war die Bevölkerung weit zahlreicher als jetzt, und der Galiläer war als ehrlich und tapfer bekannt. Jetzt begegnet man nur selten einem Beduinen zu Pferde. Das Land ist öde, und die Dörfer sind unbedeutend.

Nach drei Stunden Fahrt erreiche ich Kafr-Kenna, nach der Überlieferung das biblische Kana, wo Jesus als Hochzeitsgast Wasser in Wein verwandelte. Von seinen 1000 Einwohnern sind die Hälfte Mohammedaner, die übrigen griechische und römische Katholiken. In der Krypta der von Franziskanern erbauten Kirche findet sich eine hebräische Inschrift aus der Zeit Konstantins des Großen, und die Überlieferung besagt, daß hier eine Synagoge gestanden habe, die an der Stelle errichtet wurde, wo das Wunder beim

Hochzeitsfest vor sich ging. Später baute man hier eine christliche Kirche. Die Kreuzfahrer ersetzten sie durch eine neue. Die heutige, 1880 erweiterte Kirche ist die dritte. An die älteste dieser drei Kirchen erinnert noch der Knauf einer Säule, der sich in der Altertümersammlung des Gotteshauses findet. Die Franziskanermönche glauben sogar versichern zu können, daß ein Stück Mauer noch aus Christi Zeit stamme.

Die Fahrt geht weiter nach El-Meschhed und Er-Rene. Hübsche Landschaftsbilder begleiten die Straße. Das Grün der Bäume hebt sich scharf ab von dem Grau des Felsgrundes. Unter einem schattigen Maulbeerbaum rastet eine syrische Familie, und ein Ölbaumhain beherbergt ein ganzes Zeltlager. Hirten haben sich mit ihren Ziegenherden um die Brunnen versammelt.

Jetzt haben wir die letzte Steigung überwunden, und vor mir auf dem Abhang liegt Nazareth, ein Wirrwarr von grauen, hellen Steinhäusern mit flachen oder pyramidenförmigen Dächern, mit Kirchen und Kuppeln, gewundenen Straßen und Gassen, Feigenbäumen, Ölbäumen und Zypressen. Straßen und Häuser leuchten im glühenden Sonnenbrand. Die weite Aussicht von hier oben aber entschädigt dafür. Im Süden öffnet sich die Ebene von Jesreel, im Westen strebt der Karmel wie eine mächtige Landzunge in das blaue Mittelmeer hinaus, im Osten erreicht der Blick das Jordantal, und im Norden thront immer noch der Hermon als ein gewaltiges Wahrzeichen.

Zu Christi Zeit war Nazareth ein unbedeutendes Dorf, von dem man zu sagen pflegte: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ Jetzt ist es eine Stadt mit 15000 Einwohnern, darunter drei Fünftel Christen. Zu Christi Zeit war vielleicht der Straßenverkehr noch farbiger und lebhafter als jetzt. Das heutige europäische Gepräge der Stadt ist nicht eben verlockend. Und doch ist der Eindruck ein ergreifender, wenn man plötzlich auf dem Abhang den Ort unter sich liegen sieht; denn hierher kam der Menschensohn und wohnte in einer Stadt, die da heißt Nazareth, auf daß der Propheten Wort erfüllet werde: „Nazarener sollst du heißen!“

Doch nun hinunter in die Stadt! An dem berühmten Mariabrunnen Ain Mirjam, dem schönsten von allen Denkmälern Nazareths, mache ich halt.

Wir wissen aus der Heiligen Schrift, daß Jesus den größten Teil seines Lebens in Nazareth zubrachte und dort seinen Eltern untertan war. Deshalb hieß er allgemein der Prophet von Nazareth oder der Nazarener. Noch auf dem Kreuze stand geschrieben: „Jesus von Nazareth, König der Juden", und Paulus hieß „ein Hauptmann der Partei der Nazaräer". Der Name der Stadt ist also unsterblich in der Geschichte des Christentums und hat daher auch in 1900 Jahren keine Veränderung erlitten. Bei den Arabern heißt sie En-Nasira, und die Christen des Orients nennen sich selbst Nazarener.

Der Denkmäler aus Christi Zeit besitzt Nazareth viele, aber ihre Echtheit ist mehr oder weniger zweifelhaft. Nur eines davon trägt den Nachweis seines Alters in sich selbst, das ist der Brunnen der Maria; denn hier tritt eine kräftige Quelle zutage. Sie entspringt in der Nähe der Gabrielskirche, die zur Erinnerung an Lukas' Wort vom Engel Gabriel errichtet wurde, der „von Gott in eine Stadt in Galiläa, die heißt Nazareth, gesandt ward zu einer Jungfrau, die vertrauet war einem Mann mit Namen Joseph." Am Altar dieser Kirche geht der Quellbach vorüber, und die griechisch-katholischen Pilger pflegen sich darin zu waschen. Unterhalb der Kirche bei einer Straßenkreuzung sammelt sich das Wasser unter einer schattigen Wölbung in einem kleinen Becken, Ain Mirjam. Hier holen die Frauen der Stadt, junge Mädchen und Kinder, alltäglich in ihren Lehmkrügen und -töpfen Wasser. In Friedenszeiten verschmähten selbst vornehme Damen nicht, sich hier ein Stelldichein mit Bekannten zu geben und allerlei Neuigkeiten auszutauschen. Jetzt während des Krieges galt das nicht mehr für schicklich, da die Hälfte des Brunnens, durch eine Planke abgetrennt, den Soldaten vorbehalten ist.

Auch die Mutter Maria ist zu diesem Brunnen gewandelt, der noch heute ihren Namen trägt. Als Ben-Hur in Wallaces

Roman gleichen Namens in Ketten nach den Galeeren geführt wird, kommt er auch nach Nazareth, und der Dekurio, sein Wächter, rastet eine Weile an diesem Brunnen. Da erscheint der Zimmermann Joseph, begleitet von seinem Sohn mit hellem kastanienbraunem Haar, dunkelblauen Augen und einem himmlisch liebevollen Ernst in den Zügen. Und der Sohn füllt einen Krug mit Wasser, reicht ihn dem Gefangenen und legt seine Hände segnend auf sein Haupt. Von dem Augenblick an ist die Gesinnung des Dekurio wie verändert, und er selbst hilft dem müden Ben-Hur aufs Pferd hinauf.

Nazareth besitzt mehrere Kirchen, Klosterschulen, Herbergen und andere barmherzige Stiftungen der verschiedenen christlichen Gemeinden. Was den Westmächten davon gehörte, war jetzt in Kasernen und Hospitäler umgewandelt. Ein jovialer Franziskanerbruder führte mich umher zu den heiligen Stätten, und bei Fackelschein durchschritt ich auch das Labyrinth der Gänge und Krypten der Verkündigungskirche. Auf dem Altar liest man die Worte: „Verbum caro hic factum est", und der Mönch zeigte mir den Platz, an dem Gabriel stand, als er der Jungfrau Maria die Botschaft überbrachte. Auch die Synagoge ist noch da, von der es bei Lukas heißt: „Und er kam gen Nazareth, da er erzogen war, und ging in die Schule nach seiner Gewohnheit am Sabbattage, und stand auf und wollte lesen." Man kann ihr Bestehen etwa 1350 Jahre zurückverfolgen.

Bruder Sebastian begleitete mich schließlich hinauf in den oberen Stadtteil von Nazareth, wo ich im Hause einer Familie Wagner einen Tag verweilte, teils um in der kühlen Gebirgsluft aufzuatmen und mich ordentlich auszuruhen, denn die Malaria stak mir noch etwas im Blute, teils um mein Skizzenbuch mit Volkstypen zu bereichern.

16. Durch das Bergland von Samaria.

Am 29. Juli saß ich schon frühmorgens um $1/2$6 Uhr wieder auf meinem Wagen. Der Weg führte ziemlich steil bergab, und bald war Nazareth hinter mir verschwunden. Mein heutiges

Ziel war Nabulus (Sichem). Von da ist es nur noch eine Tagereise bis Jerusalem.

Der Kegel des Tabor stand jetzt im Osten, und im Südosten erhob sich der kleine Hermon, auf dessen Nordabhang das Dorf Nain liegt, wo Jesus den Sohn einer Witwe von den Toten erweckte, und östlich davon Endor, wo König Saul die Hexe befragte. Vor mir im Süden schlossen die Berge von Samaria den Horizont ab, und im Westen sah ich die mächtige Klippe des Karmel, dessen äußerste Spitze sich ins Mittelmeer hinausschiebt wie der Sockel eines gigantischen, unsichtbaren Denkmals — nicht für einen Ritter in Helm und Harnisch mit gezücktem Schwert, sondern für den Friedensfürsten mit dem Palmzweig in der Hand.

Vor mir dehnte sich nun die Ebene von Jesreel oder Esdrelon, eine gewaltige Steppe, die nur hier und da mit kleinen Dörfern, Maisfeldern und andern Anpflanzungen betupft ist. Von Soldaten geführte Kamelkarawanen mit Getreide begegneten uns. Einen wüsten Anblick gewährte das Dorf El-Afule; es bestand nur noch aus nackten Lehmmauern; einiger Cholerafälle wegen hatte man vor etlichen Monaten sämtliche Häuser niedergebrannt, ihre Bewohner lebten jetzt draußen auf der Steppe in Zelten und luftigen Hütten. Obendrein war der Ort gerade vor zwei Tagen von einem französischen und einem englischen Flugzeug mit Bomben belegt worden, denn er ist ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt der Strecke Haifa—Damaskus. Neun Personen wurden verwundet, ein Kind getötet, Materialschaden aber gar nicht angerichtet. Bei meiner Rückfahrt fanden diese Bombardements fast täglich statt, ohne besseren Erfolg; nur einige Eisenbahnwagen gingen dabei in Flammen auf.

Vor dem Dorfe Dschenin weideten mehrere hundert Dromedare. In den malerischen Straßen und Gassen herrschte buntbewegtes Leben. Lange Kamelkarawanen, mit Getreidesäcken beladen und von Soldaten begleitet, zogen durch, Landleute brachten auf Eseln ihre Waren auf den schmucken Marktplatz, Frauen

verkauften Brot und Gurken, und am Südrand des Ortes hatten türkische Truppen im Schatten breitästiger Feigenbäume ein weißes Zeltlager aufgeschlagen. Und über diesem Gewimmel von weißgetünchten Lehmhäusern und grauen Steinhäusern mit ihren flachen Dachterrassen oder pyramidenförmigen roten Ziegelhauben erhoben sich die Kronen der Palmen und die Spitzen der Minarette.

Hinter Dschenin steigt die Straße wieder zu dem Gebirgsland an, das die natürliche Grenze zwischen Galiläa und Samaria bildet. Noch einen Blick werfe ich zurück auf die dreieckige Ebene hinter mir, die ihre Spitze wie eine Dolchklinge nach Haifa an der Küste des Mittelmeers richtet. Nazareth auf seiner Höhe ist wieder sichtbar. Welch eine Fülle geschichtlicher Erinnerungen wird hier lebendig! Seit Gideons Sieg über die Midianiter und dem Tage, da Elias die Baalspriester am Bache Kison unweit Haifa hinrichten ließ, bis zu Bonapartes Marsch nach Tabor im April 1799 ist diese Steppe reicher mit Menschenblut gedüngt worden als irgend ein anderer Fleck der Erde. Dort im Nordwesten war eines der vielen Militärlager, die das römische Weltreich zusammenhielten, bis es zerfiel, weil ein verderbtes und verweichlichtes Geschlecht nicht länger Schwert und Rüstung tragen wollte; der Ort heißt jetzt El-Leddschun, ein Name, der aus dem lateinischen legio entstanden ist. Hier lag auch das alte Megiddo, das König Salomo befestigen ließ, weil die Hauptstraße zwischen Ägypten und Assyrien hier durchging. Auf dieser Ebene fielen die Judenkönige Ahasja und Josia, und nach der Offenbarung Johannis wird, wenn die Engel die Schalen ihres Zornes auf die Erde ausgießen, der letzte Kampf gegen den Antichrist an der Stelle ausgefochten, die auf Hebräisch Harmageddon (Har Megiddo oder Megiddos Berg) heißt. Hier tötete Judith den Feldhauptmann des Nebukadnezar, Holofernes, der die jüdischen Volksstämme „auf dem großen Felde Esdrelon" zur Teilnahme an dem Krieg gegen Arfaksad in Ekbatana (Hamadan in Persien) zwingen sollte, und rettete durch diese Tat ihre Vaterstadt Bethulia, die südlich von Dschenin liegt. Mag das Buch Judith Wahrheit

oder Dichtung sein — auf alle Fälle enthält es eine zutreffende Schilderung dieser Gegend. Auf der Ebene Esdrelon wurde Israel von den Arabern überfallen, deren Nachkommen sich noch heute in den Steppen und Wüsten behauptet haben, und von Westen her war es den Angriffen der Philister ausgesetzt.

So ging der Pulsschlag des Krieges immer von neuem durch dieses blutgetränkte Land. Ägypter und Assyrier, Juden und Mazedonier, Griechen, Syrier und Römer wechselten einander ab; ihnen folgten die Kreuzfahrer und Tempelherren, die Mongolen und Türken, und schließlich pflanzte Bonaparte hier noch die Fahne der französischen Republik auf.

Doch fort von diesen fast Schwindel erregenden geschichtlichen Erinnerungen, und weiter nach Süden. Es geht wieder bergauf. Graue Kalksteinfelsen rechts und links. Die Pferde leiden furchtbar unter den Fliegen und Bremsen. Bald steigt die Straße jäh an, und wir kreuzen eine Eisenbahnstation, über deren roten Dächern sich unser Weg weiter aufwärts windet. Samaria (im Altertum Ephraim) liegt vor uns, ein stark gewelltes Gebiet zwischen Meer und Jordantal, selbst ein Meer von erstarrten, riesigen Wogen. Ihre Kämme sind grau oder braun gebrannt und völlig kahl, nur die Abhänge und Täler deckt der graugrüne Teppich der Ölbaumwälder, die sich von der vorjährigen Heimsuchung durch Heuschrecken noch nicht ganz erholt haben. Ab und zu kommt ein vereinzelter Araber des Weges, und auf den Abhängen weiden Herden weißer Schafe und schwarzer Ziegen; diese Farbenteilung ist regelmäßig. Sonst völlige Einsamkeit und Stille ringsum. Grüne und graue Eidechsen blinzeln über die Felskanten herüber und sind wie auf einen Zauberschlag verschwunden, sobald wir näherkommen. So geht es Stunde auf Stunde bergauf und bergab.

In dem hübschen Dorf Silet ed-Dahr gönne ich den Pferden zwei Stunden Rast und erfrische mich selbst im Kavekhane unter schattigen Feigenbäumen. Proviant habe ich bei mir, prächtige rotgelbe Zuckermelonen sind zu kaufen, und der Kaffee, den der

Wirt mir vorsetzt, macht seinem Namen Ehre. Am nahen Brunnen versammeln sich die Dorfbewohner, die Frauen holen Wasser oder waschen die Kleider und sind fabelhaft gesprächig. Berittene Soldaten steigen ab, und eine kleine Eselkarawane wird zur Tränke geführt. So folgt ein reizvoll buntes Bild dem andern. Ein Soldat beobachtet mit sehnsüchtigem Blick jede Hantierung mit meiner Melone. Der arme Kerl hat gewiß kein Geld, und ich schenke ihm eine ganze Frucht. Ohne ein Wort des Dankes zieht er sein Dolchmesser, und in wenig Augenblicken ist die Gabe verschlungen; dann trocknet er die Klinge an seinem Rock ab und trollt sich, ohne uns auch nur eines Grußes zu würdigen — der echte Araber.

Es ist $^1/_2$3 Uhr nachmittags, das Thermometer steht auf fast 30 Grad. Die Pferde sind wieder eingespannt, und weiter geht es durch Olivenbaumwälder bergauf und bergab. Von einer Paßschwelle aus ist, trotz der Entfernung von 32 Kilometer, der grüne Horizont des Mittelmeers zu sehen. Im Süden gehen die Bergzüge von Samaria unmerklich in das Plateauland Judäa über, das durch den an Furten armen Unterlauf des Jordan und das Tote Meer nach Osten hin schärfer abgeschlossen ist als Samaria, das durch eine reichere Natur begünstigt ist. Die alte Bevölkerung Judäas war daher abgehärteter und zäher und hat sich in zerstreuten Resten bis heute erhalten. Die Bewohner Samarias waren der Kultur näher, dadurch verwöhnt und bequem und weniger ausdauernd, und von ihrem Stamm leben heute kaum noch wenige hundert.

Vor uns thront jetzt auf rundem Hügel das Dorf Sebastije, ehemals eine bedeutende Stadt, die im besonderen den Namen Samaria führte als die Krone der gleichnamigen Provinz. Ihr Gründer ist König Omri von Israel, „der den Berg Samaria von Semer für zwei Talente Silbers kaufte". Nach dreijähriger Belagerung (723—721) eroberte sie der Assyrierkönig Sargon und im Jahre 331 Alexander der Große, weil die Samariter den von ihm eingesetzten mazedonischen Gouverneur von Cölesyrien ermordet hatten. Unter der Herrschaft der Makkabäer wuchs ihre

Bedeutung: Pompejus verleibte sie der römischen Provinz Syrien ein, und Augustus schenkte sie Herodes dem Großen, der sie verschönerte und befestigte und ihr den heutigen Namen gab. Nach der Apostelgeschichte soll Philippus hier gepredigt haben; zu seinem Andenken errichteten die Kreuzfahrer hier eine gotische Kapelle. Jetzt ist die stolze Krone von Ephraim nur ein unbedeutender Flecken.

Endlich lenkt mein Kutscher abwärts zum Jordan. Die Talpforte rahmen zwei stattliche Berge ein: links der Dschebel Eslamije, rechts der Dschebel et-Tor, der Ebal und der Garizim im 5. Buch Moses, ersterer 938, letzterer 868 Meter hoch. Wie zwei mächtige Wächter stehen sie über dem Städtchen Nabulus, dem Ziel meiner heutigen Fahrt, dem altberühmten Sichem.

Das heutige Nabulus hat 27000 Einwohner, darunter 700 Christen der verschiedensten Bekenntnisse und 200 Samariter, die im Südwesten der Stadt nahe bei ihrer Synagoge wohnen. Es hat acht größere Moscheen, und der Handel mit dem Ostjordanland ist bedeutend; Wolle und Baumwolle sind die Hauptausfuhrartikel. Wasser spenden die zahlreichen Quellen des Garizim im Überfluß.

Sichem wird schon im 1. Buch Moses erwähnt: „Abraham zog durch bis an die Stätte Sichem. — Und Jakob kam nach Sichem im Lande Kanaan und schlug sein Lager auf vor der Stadt. — Und sie begruben Josephs Gebeine in Sichem.“ Nach mancherlei Schicksalen lastete die Hand der Assyrier auch auf dieser Stadt schwer. Ihre Bewohner wurden fortgeführt „und der König von Assyrien ließ Leute kommen aus Babel, Kutha, Avva, Hamath und Sepharvaim (Sippar) und sich in den Städten Samarias niederlassen an Stelle der Kinder Israels“. Ein Teil der israelitischen Bevölkerung blieb dennoch zurück, und aus ihm und den Ansiedlern entstand die Mischrasse der Samariter, die, von den Juden angefeindet und verachtet, vom Gottesdienst in Jerusalem ausgeschlossen waren. Die Samariter bauten sich deshalb einen eigenen Tempel auf dem Garizim. Er wurde vor 2000 Jahren zerstört, aber der Ort, wo er stand, galt auch weiterhin als heilig, und die letzten Reste der Samariter halten noch heute dort ihren Gottesdienst.



Phot: Larsson.

Jerusalem.

Ölberg, Omar-Moschee, Moschee El-Aksa und das Südostviertel der Stadt vom Turm der Erlöserkirche aus.



Phot.: Larsson.

Die Kapelle des Heiligen Grabes von außen.



Phot.: Larsson

Damaskustor in Jerusalem.

Auch zu Christi Zeit waren die Samariter bei den Juden in geringem Ansehen. Jesus selbst warnte seine Jünger: „Weicht nicht von der Straße der Heiden und geht nicht in eine samaritische Stadt", und als er nach Jerusalem zog, schickte er Boten voraus „in ein samaritisches Dorf, um für ihn Wohnung zu bereiten. Sie nahmen ihn aber nicht auf, da er nach Jerusalem fuhr." Später verbreitete sich Christi Lehre aber auch hier.

Im Jahre 67 wurde ganz Samaria vom Kaiser Vespasian erobert. Ihm zu Ehren hieß die Stadt seitdem Flavia Neapolis; Nabulus ist nur eine verderbte Form dieses römischen Namens.

Im Ostsüdosten der Stadt zeigt man noch heute den Brunnen Jakobs. Im 4. Jahrhundert stand hier eine Kirche, und auf ihren Ruinen errichteten die Kreuzfahrer eine Kapelle, deren Krypta die eingemauerte Mündung des Brunnens umschließt. Er ist 25 Meter tief, versiegt aber im Sommer. Jetzt steht dort eine Kirche der Griechisch-Orthodoxen.

„Jesus verließ das Land Judäa", heißt es im 4. Kapitel des Johannisevangeliums, „und zog wieder nach Galiläa. Er mußte aber durch Samaria reisen. Da kam er in eine Stadt Samarias, die heißt Sichar, nahe bei dem Feld, das Jakob seinem Sohn Joseph gab. Es war aber daselbst Jakobs Brunnen." Sichar ist, wie aus alten Reiseschilderungen hervorgeht, identisch mit dem Dorfe Askar, das eine Viertelstunde vom Brunnen entfernt liegt. Die Hauptlandstraße zwischen Judäa und Galiläa geht tatsächlich gerade über diese Stelle, und als man die erste Kirche hier baute, also im 4. Jahrhundert, folgte man einer damals noch weit zuverlässigeren Überlieferung.

17. Der erste Anblick der heiligen Stadt.

Nur eine Tagesfahrt trennte mich jetzt noch von Jerusalem. Aber die Pferde meines Kutschers aus Nazareth waren erschöpft, und in Nabulus, so versicherte man mir gleich bei meiner Ankunft, seien weder Wagen noch Pferde aufzutreiben. Da wirkte mein von Dschemal Pascha selbst unterzeichneter Paß wie eine

Zauberformel: der Etappenmajor machte eine ehrfürchtige Verbeugung vor dem Dokument, und mit einem Male waren Pferde und Wagen zur Auswahl da.

Als ich am Sonntagmorgen, 30. Juli, mit der Sonne aufstand, klang mir in den Ohren der Vers des Jesaia: „Blicke auf zu Zion, der Stadt unserer Feste, deine Augen sollen Jerusalem sehen!“ und mit dem erwartungsvollen Andachtsgefühl eines Pilgers brach ich um $^1/_2$6 Uhr auf. Die Sonne war von Wolken verdeckt, die sich erst im Lauf des Vormittags zerstreuten, ein leichter Nebel lag über der Landschaft, und im frischen Morgenwind empfand ich die Wärme von 23 Grad fast als Kälte.

Wieder ging es bergauf, bergab, auf guter, aber steiniger Straße, über die flachen Höhen Judäas und durch ausgetrocknete Täler; Maisfelder hier und da, zahlreiche Ölbaumwälder, Ziegen und Schafe auf den Abhängen, stundenlange Einsamkeit.

Gegen 2 Uhr erreichten wir die Höhe eines Bergkammes, auf dem das Dorf El-Bire mit den Ruinen einer Tempelherrenkirche liegt. Hier hielt der Kutscher an, und mit der Peitsche nach Süden zeigend, sagte er mit feierlicher Stimme: „Das dort ist Jerusalem.“

Ich reiße das Fernglas vor die Augen. Noch ist die Entfernung 13 Kilometer, das Wetter ist unsichtig, und das ganze Gebirgsland von Judäa liegt unter einer graubraunen Nebeldecke, aus der sich nur die nahen Gebirgskämme deutlich, die ferneren in immer matteren Umrissen abheben. Und doch sind in diesem dunstigen Meer von Gebirgswellen links die Türme auf dem Ölberg und rechts das hohe Minarett auf dem Mispahügel wie kleine Punkte oder Seezeichen sichtbar.

Das erste flüchtige Bild ist verschwunden, sobald ich die Fahrt fortsetze. Erst hinter dem Dorf Schafat, das nur noch drei Kilometer von Jerusalem entfernt liegt, entschleiert sich ein vollkommenes Bild der heiligen Stadt mit ihren Türmen, Kuppeln und Mauern und ihrem Gewimmel zusammengedrängter Häuser. Nordwestlich von der Altstadt erkenne ich schon im Rahmen grüner

Gärten die pyramidenförmigen Ziegeldächer der neuen Christenviertel vor den nach Jaffa und Damaskus genannten Toren.

Länger als eine Stunde verweilte ich hier auf dem Abhang des Skopusberges, östlich von dem Platz, wo Titus im Jahre 70 sein Hauptquartier hatte. Dieses in der Welt einzige Panorama mußte ich mir für alle Zeit einprägen. Mir war zumute wie dem frommen Beter beim Gottesdienst. Dieser erste deutliche Anblick der heiligen Stadt vom Skopusberg übertraf alle Erwartung.

Der Aussichtspunkt liegt nicht hoch; deshalb zeigt er die Stadt in starker Verkürzung und unter engem Sehwinkel. Als scharfe Silhouette in angenehm lebhaften Farben hebt sich das Bild Jerusalems von den helleren Bergen im Hintergrund ab, und so wenig architektonische Schönheiten die einzelnen Gebäude bieten mögen — in dieser Entfernung verschmelzen sie zu einer malerischen Gesamtwirkung von fesselndem Reiz.

Wie helle Bänder schlängeln sich die Landstraßen von allen Seiten in die Stadt hinein. Soeben zieht eine Karawane auf dem Wege nach Nabulus dicht an uns vorüber, und einige übermütige Bauernmädchen bleiben neugierig stehen, uns zu betrachten.

Im Südosten erhebt der Ölberg seinen flachgewellten Rücken. Einen Kilometer westlich davon liegt Jerusalem. Zwischen beiden eine scharf ausgeprägte Senkung — das Kidrontal; es erstreckt sich nach Süden und trifft gleich unterhalb des Teiches von Siloa auf das Tal von Hinnom. Beide umfassen Jerusalem im Osten, Süden und Westen, und von den Mauern fallen die Böschungen steil in die Täler ab. Das dritte, das Tyropöontal, das östlich der Stadt auf den Siloateich zugeht, ist zum größten Teil mit den Resten von Bauwerken vergangener Zeiten aufgefüllt.

Weshalb liegt Jerusalem an dieser sonderbaren Stelle? Die düstere Schönheit der Landschaft und das verhältnismäßig gesunde Klima sind keine genügende Erklärung für die Gründung einer Stadt. Fließendes Wasser fehlt, und die Entfernung bis zum Meere ist weit; die Täler von Kidron und Hinnom trocknen im Sommer völlig aus. Üppige Wälder gibt es auch nicht, das

5*

Land ist kahl; nur Oliven- und etliche andere Bäume bilden hier und da grüne Punkte. Die großen Verkehrsstraßen haben Jerusalem gemieden, da man im Flachland der Philister und in der Ebene von Saron bequemer reiste; auch die Heeresmassen der Eroberer bis auf Napoleon haben diesen Weg vorgezogen. Und doch liegt in dieser Landschaft von tibetischer Höhe und Ruhe Jerusalem, soviel wir wissen, seit mehr als 3300 Jahren.

Der Name Urusalim findet sich in Keilschrift und in babylonischer Sprache seit Ende des 15. Jahrhunderts v. Chr. auf den Tontafeln, die 1887 bei Tell el-Amarna in Ägypten entdeckt wurden. Das erste Buch Moses nennt ihn zum erstenmal da, wo es berichtet, daß Melchisedek König von Salem war. Das Buch der Richter bezeichnet „Jebus, das ist Jerusalem" als eine Königsstadt der Jebusiter. Die Jebusiter hatten die Stadt befestigt, und König David entriß sie ihnen, wie das zweite Buch Samuel erzählt: „Und der König zog hin mit seinen Männern gen Jerusalem wider die Jebusiter, die im Lande wohnten. Sie aber sprachen zu David: du wirst nicht hier hereinkommen, sondern Blinde und Lahme werden dich abtreiben. Damit meinten sie aber, daß David nicht würde dorthinein kommen. David aber gewann die Burg Zion, das ist Davids Stadt ... Also wohnte David auf der Burg und hieß sie Davids Stadt. Und David baute ringsumher von Millo an einwärts." Salomo verschönerte die Stadt und beschäftigte zahlreiche Arbeiter, „um das Haus des Herrn zu bauen und sein eigenes Haus und Millo, ebenso die Mauern von Jerusalem."

Jerusalem ist also uralt und war vielleicht wie Berseba, Hebron und Bethel ein Heiligtum, lange bevor das Volk Israel einwanderte. Dieser Vorzug, ein heiliger Ort zu sein, war es jedenfalls, der alle andern Rücksichten in den Hintergrund drängte und den Bestand der Stadt sicherte. In Ermangelung großer Wasserläufe behalf sich die Bevölkerung mit Quellen, Brunnen, Teichen und aufgesammeltem Regenwasser. Die abgesonderte Lage mitten auf dem Hochland von Judäa, fern von der Küste und durch das

Tote Meer von den Gebirgen von Moab und der arabischen Wüste dahinter abgeschnitten, hinderte gleichwohl weder Nomaden, noch Pilger, noch Eroberer, bis zu Jerusalems Mauern vorzudringen.

Mein Kutscher erhält nun den Befehl, mich nach der Kaiserin-Augusta-Viktoria-Stiftung auf dem Ölberg zu fahren, wo Dschemal Pascha sein Hauptquartier hat. Es geht zunächst eine Strecke abwärts, bis zu dem Punkt, wo die Nabulus-Straße sich mit der schönen, neugebauten Straße vereinigt, die in weitem Bogen über die Osthöhen des Skopus nach den nördlichen Wölbungen des Ölbergs führt. Ein prächtiges Schloß liegt am Wege, das ein Engländer, Sir John Gray Hill, gebaut hat; in Friedenszeiten bringt er jährlich einige Monate hier zu; jetzt hat er es für Kriegszwecke hergeben müssen. Türkische Zelte sind ringsum auf den Abhängen aufgeschlagen, und man begegnet Meldereitern und fahrenden Offizieren.

Vom Schloß aus läuft die Straße einen Kilometer nach Südsüdosten auf dem Kamm des Ölbergs weiter, und nun öffnet sich nach allen Richtungen, besonders aber nach Osten und Westen, ein Panorama, vor dem die Aussicht vom Skopusberg aus verbleichen muß. Die Stadt erscheint in beständig wechselnder Perspektive. Erst von Norden, dann von Nordosten aus. Von der Augusta-Viktoria-Stiftung aus liegt die ganze Ostmauer und der Tempelplatz vor uns; verfolgt man den herrlichen Weg nach Südsüdwesten bis zum Kloster der Karmeliter, von wo aus links ein Pfad nach Bethphage und Bethanien und rechts ein anderer den Abhang des Ölbergs entlang nach Gethsemane führt, dann ist der Höhepunkt erreicht; denn von keiner andern Stelle aus erscheint die heilige Stadt schöner als von hier.

Ich gehe einige Schritte abwärts auf die russische Maria-Magdalena-Kirche zu; hier war es, wo Jesus nach der Überlieferung Jerusalem beweinte, und hier überblickt man die ganze Stadt.

Im Vordergrund die Ostmauer in ihrer ganzen Länge von der Nord- bis zur Südecke und ihre beiden Tore, das Goldene

und das Stephanustor. Dahinter der weite Tempelplatz Haram esch-Scherif, der ein Fünftel der ganzen Stadtfläche einnimmt, mit Omars herrlicher Moschee auf der Stelle, wo ehemals die Tempel Salomos und Herodes' standen. Die südliche Stadtmauer in starker Verkürzung; das Misttor und das Zionstor, letzteres in der Nähe von Davids Grab, lassen sich nur erst vermuten. Dort die Kuppel der Synagoge im Ghetto, dahinter das arabische Kloster. Links von der Omar-Moschee tritt Davids Turm als ein gewaltiger Steinwürfel hervor; daneben erkennt man den Überbau des Jaffators in der westlichen, uns abgewandten Stadtmauer. Fast in der Mitte des Häuserwirrwarrs erhebt sich die deutsche Erlöserkirche, und in ihrer Nähe die Kirche des Heiligen Grabes mit ihrer blaufarbigen Kuppel. Weiter rechts, gerade über dem Goldenen Tor, der gewaltige Gebäudeblock, der zu Notre Dame de France gehört. Noch weiter rechts die österreichische Herberge und die großen Russenviertel nordwestlich der Stadt. Dann folgen der Ecce Homo-Bogen und die mit Schießscharten versehenen Zinnen des Damaskustors in der Nord- oder Nordwestmauer, wo auch das Herodestor zu erkennen ist. In derselben Gegend zeigt sich die abessinische Kirche, und rechts vom Stephanustor, wo der Bethesdateich liegt, genau über der nördlichsten Ecke der Mauer, sieht man am Rande des Horizonts den Mispahügel.

Der Vordergrund erregt unsere besondere Aufmerksamkeit. Von der Basis der Ostmauer fällt das Gelände ziemlich schroff nach dem Kidrontal ab. Vor der Mauer, auf der Böschung, sind zahllose mohammedanische Gräber. Der jüdische Friedhof liegt diesseits auf dem Abhang des Ölbergs, etwas südlich von unserm Aussichtspunkt. Stein an Stein bedeckt den Abhang, der ganz weißgetüpfelt ist. Mohammedaner und Juden suchen ihre Begräbnisplätze zu beiden Seiten des Kidrontals, denn dieses ist nach einer jüdischen Überlieferung das Tal Josaphat, das Tal des göttlichen Gerichts, von dem der Prophet Joel sagt: „Dann will ich alle Heiden zusammenbringen und will sie ins Tal Josaphat

hinabführen und will mit ihnen daselbst rechten ... Die Heiden werden sich aufmachen und heraufkommen zum Tal Josaphat; denn daselbst will ich sitzen, zu richten alle Heiden um und um." Auf der Ostmauer Jerusalems, beim Goldenen Tor, wird dann Christus stehen, Mohammed aber auf dem Ölberg, und hier wird Gericht gehalten über alle Völker der Erde.

Hinter uns erhebt über die dunklen Zypressen und Olivenbäume des Gartens Gethsemane die russische Maria-Magdalena-Kirche ihre sieben zwiebelförmigen goldenen Kuppeln, die im Schein der untergehenden Sonne wie Feuerflammen blitzen. Die Kirche wurde 1888 durch den Zaren Alexander III. gebaut und ist während des Kriegs verschlossen; ihre Schlösser sind versiegelt, und ihre Schlüssel hat der amerikanische Konsul in Verwahrung.

Schließlich aber die Krone von allem, das Panorama im Osten! Dort sieht man das Tote Meer in seinem warmen marineblauen Farbenton fast in ganzer Länge; sein Uferland, El-Ghor, schimmert hellgelb, fast weiß; ein grünliches Band zieht sich hindurch; das ist der Jordan, der zwischen dichtem Gebüsch abgelebt und kümmerlich seiner Mündung entgegenfließt, um in dem brennenden Salzwasser des Toten Meeres zu erlöschen.

Jericho ist nicht mehr zu sehen; es liegt im Schatten der äußersten Abhänge des judäischen Gebirges, dessen Fortsetzung auch den Westteil des Meeres verbirgt. Dessen ganzes Ostufer tritt dafür um so klarer hervor; von ihm steigen schroffe Felswände zu den Bergen von Moab an, die in blauer Ferne den schönsten Hintergrund bilden. Im Südosten erkennt man das wilde enge Tal, durch das der Fluß Arnon in der Regenzeit in brausenden Kaskaden sein Süßwasser den salzigen Wogen als Tribut zuwirft. Sonst sind keine Einzelheiten zu unterscheiden. Die Horizontlinie ist fast wagerecht ohne Spitzen, ein Gegenstück zu dem Gebirgsland von Judäa. Und wie dieses in die Berge von Ephraim und Galiläa und den Libanon zu einer zusammenhängenden Kette verläuft, so geht das Gebirgsland von Moab in den Gilead, Hauran und Antilibanon über. Zwischen beiden liegt der tiefe

Einschnitt des Jordantals, den südwärts die Bucht von Akaba fortsetzt. Und wie man über Jerusalem hinter dem flachgewölbten Plateau von Judäa im Westen die verborgenen Wogen des Mittelmeeres zu ahnen glaubt, so verbirgt sich hinter den Höhen von Moab das Meer der syrischen Wüste mit seiner grauen Staubflut, seinen verbrannten Heideflächen und gelben Dünen. Dort wandern die Anise-Araber mit ihren Zelten und Herden von Brunnen zu Brunnen, dort reiten die Beduinen ihre schnellen Stuten. Im fernsten Osten aber, wohl 90 Kilometer entfernt, strömt der Fluß des Paradieses, der königliche Frat, und an seinem Ufer liegt Babylon und träumt von vergangener Größe.

Wir stehen hier auf dem Ölberg 800 Meter über der Fläche des Mittelmeeres, das Tote Meer liegt 394 Meter tiefer, also fast 1200 Meter unter uns. Die Entfernung bis zum nächsten Uferpunkt ist nur 21 Kilometer, bis zur Jordanmündung 30 und bis zu den Höhen von Moab 50; die klare Abendluft aber rückt uns die blaue Wasserfläche viel näher. Vom Ölberg fällt das Gelände in runden Wellen nach dem Meere zu ab. Das Land zwischen uns und dem Toten Meer ist die Wüste von Judäa, die in der Vorzeit, aus der die ältesten Urkunden stammen, ebenso trocken und unfruchtbar gewesen sein dürfte wie jetzt, trotz aller Träume und Prophezeiungen der Propheten.

Das Kaiserin-Augusta-Viktoria-Stift ist ein prächtiges Gebäude in römischem Stil; es wurde erst 1910 vollendet und hat vier Millionen Mark gekostet. Ein Teil davon ist die Himmelfahrtskirche, deren viereckiger Turm mit seinem pyramidenförmigen, zweistöckigen Dach 60 Meter Höhe hat. Das ganze Gebäude hat zugleich den Charakter einer Schloßburg und einer Kirche und übertrifft alle modernen Bauten Jerusalems durch seinen edlen, ruhigen Stil und seinen wohltuenden Mangel an allem überladenen Zierat. Durch das Portal gelangt man auf den Burghof, der mit Bronzestandbildern des Kaisers und der Kaiserin geschmückt ist.

Das Stift ist als Erholungsheim gedacht und wurde während

des Krieges der türkischen Regierung zur Verfügung gestellt. Dschemal Pascha hatte hier, wie schon erwähnt, sein Hauptquartier. Das Gebäude ist jedoch so groß, daß es beiden Zwecken reichlich genügen konnte. Es steht unter der Leitung der Schwester Theodore, die der Pflege ihrer Kranken mit der gleichen Sorgfalt oblag wie der Unterbringung der türkischen Offiziere, die in den prächtigen, hellen Zimmern mit entzückender Aussicht wohnten. Die Oberin führte mich durch all die weitläufigen Säle, Gänge, Lesezimmer usw. und schließlich in die schöne Kirche. Durch eine kleine Tür betraten wir die obere Galerie der Kirche, dem Hochaltar gegenüber. An der Hinterwand des Galerieganges hängt ein modernes Gemälde, das den Heiland in natürlicher Größe und in einer an Thorwaldsens Christus erinnernden Stellung so lebendig darstellt, daß man unwillkürlich zusammenfährt, als käme uns der Meister leibhaftig entgegen.

Man erwartete Dschemal Pascha erst in einigen Wochen nach Jerusalem zurück. Prächtige Zimmer waren für mich in Bereitschaft. Aber die Fahrt hierhin hatte mich schon belehrt, daß die Entfernung des Hauses von der Stadt, die ich doch vor allen Dingen sehen wollte, für mich zu groß war. Ich riß mich daher los von dieser wundervollen Aussicht, deren Schönheit zu genießen ich später oft Gelegenheit haben sollte, und fuhr den großen Bogen über den Skopus zurück nach dem neuen Stadtteil Jerusalems, wo ich den deutschen Konsul, Dr. Brode, aufsuchte und dann in dem deutschen Hotel der Herren Fast an der Jaffastraße behagliche Unterkunft fand.

18. Auf den Straßen Jerusalems.

Jerusalem gilt bei den Europäern, die an der Küste wohnen, fast als ein Sanatorium. Seine Höhenlage geben unsere Atlanten im allgemeinen mit 790 Meter an. Das stimmt für die Nordwestecke der Stadt. Omars Moschee liegt aber nur 744 Meter hoch, und die südliche Stadtmauer beim Misttor 725. Man kann daher für die eigentliche Stadt innerhalb der Mauer eine Durchschnittshöhe von 770 Meter annehmen.

Jetzt, Anfang August, war die Nacht fast kühl. Selbst um die Mittagszeit war die Hitze nicht drückend. Nie zog eine Wolke über den beständig blauen Himmel. Regen kennt man hier im Sommer nicht. Blumen und Gras, die Neujahr und im Frühling während der Regenzeit Felder und Bergeshänge schmücken, waren verbrannt. Nur die Wassermelonen gedeihen in dieser langen Dürre; denn ihnen genügt der reichliche Tau, der Regen würde sie verderben. Im Spätherbst kommen die ersten Regenschauer, und im Winter sind die Niederschläge oft mehr als reichlich. Im Mai und Oktober weht der erstickende Hauch des Samums oder Schirokkos über das Land und ermattet und erschlafft Menschen und Tiere. Nicht nur die Blätter der Pflanzen rollen sich zusammen, sogar Glasscheiben springen in Stücke, wenn die Rahmen sich in der brennenden Hitze verzogen haben.

Wie viele Pilger aus allen Ländern der Christenheit sind nicht in vergangenen Jahrhunderten bis zur Gegenwart nach dieser Stadt gewandert, die der Menschheit kostbarste Erinnerung birgt, den Schauplatz der Leidensgeschichte Christi! Aus allen Reichen der Welt kommen sie; aus katholischen und protestantischen, zu Land durch Vorderasien oder zu Schiff übers Mittelmeer. Sie landen in Jaffa und wandern dann zu Fuß. Oder sie fahren mit der Eisenbahn das Gebirge von Judäa hinan und ziehen durch das Jaffator ein.

Ein Weltkrieg mußte kommen, um diese Weltwanderung aufzuhalten. Seit drei Jahren liegt das Heilige Grab fast vergessen unter seiner Bleikuppel, und durch Jerusalems Straßen bewegt sich nur das Alltagsleben des Orients. Die zahllosen Pilgerscharen sind verschwunden, und auf der Via dolorosa werden keine frommen Tränen mehr vergossen. Man braucht sich nicht mehr in langer Reihe aufzustellen, um in die Grabkapelle zu gelangen; an den besuchtesten der heiligen Stätten trifft man nur wenige Gäste. Vollständig versiegt ist der Strom auch jetzt nicht. Denn Syrien und Palästina zählen viele Christen, Jerusalem allein 15000, darunter 7000 Griechisch-Orthodoxe und 4000 Römische Katholiken; die übrigen sind Protestanten, Armenier,

unierte Griechen, Kopten, Abessinier, Syrier und unierte Armenier. Die Bevölkerung der Stadt besteht zum größten Teil aus Juden, nämlich 45000; nur 10000 Einwohner sind Mohammedaner. Kurz vor dem Krieg berechnete man also die gesamte Einwohnerzahl auf 70000, das ist kaum ein Viertel der von Damaskus.

Natürlich hat der Krieg diese Zahlen noch herabgedrückt. Angehörige feindlicher Völker sind ausgeschieden, und die waffenfähigen Männer wurden für die türkische Armee ausgehoben. Deutsche und österreichische Offiziere halten sich auf der Durchreise nur kurz hier auf. Schon zu Anfang des Krieges las man in englischen Zeitungen scheinheilige Klagen über das Benehmen der Soldateska auf den Straßen von Jerusalem und auf dem Ölberg: Trainkolonnen und Kanonen sollten den Frieden des Heiligen Grabes stören, und in den Olivenhainen ausgelassene Horden lagern. In Wirklichkeit sind die Straßen für Trainkolonnen und Kanonen viel zu eng. In den Basaren sah ich nur vereinzelte Offiziere und Soldaten, die sich anständig und ruhig benahmen, und auf dem nördlichen Abhang des Ölbergs befand sich, wie schon erwähnt, nur ein einziges kleines Lager.

Vom Krieg bemerkte man überhaupt sehr wenig: ab und zu Truppen, die an die Front in der Wüste Sinai und südlich von Medina geschafft wurden, hier und da auch Transporte von Kranken und Verwundeten. Am See Genezareth, in Nazareth und Nabulus aber erinnerte nichts an den Weltkrieg, und in Jerusalem war das Leben weit friedlicher als in Damaskus. Ohne Zweifel herrschten vielfach Armut und Mangel, aber nicht eigentliche Not, die Dschemal Paschas Vorsorge nicht aufkommen ließ. Amerikaner und Schweden, die seit Jahrzehnten hier wohnen, versicherten mir, im Ostjordanland läge Getreide für drei Jahre; es fehle nur an Beförderungsmitteln. Bettler sah man nicht mehr als sonst zur Friedenszeit im Orient.

Unter Führung meines Wirtes, der in der deutschen Tempelkolonie geboren war, betrat ich die heilige Stadt durch das berühmte Jaffator und wanderte auf gewundenen engen Straßen

zunächst am Heiligen Grab vorüber nach Nordosten zur deutschen protestantischen Erlöserkirche, deren Grund auf den Felsen ruht, die ehedem die Mauern von Santa Maria Latina trugen. Der Kalif Harun er-Raschid in Bagdad soll im Jahre 800 die Schlüssel des Heiligen Grabes Karl dem Großen zum Geschenk übersandt haben. Kaiser Karl ließ in nächster Nähe des Heiligtums eine Herberge erbauen; den Platz, wo diese ehemals stand, schenkte der Sultan 1869 dem König von Preußen. Hier erhebt sich nun die Erlöserkirche, die Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1898 einweihte. Sie liegt ungefähr im Mittelpunkt der Stadt, da, wo die vier vornehmsten Viertel aneinanderstoßen. Ihr Turm ist viereckig und hat nach allen Seiten offene Bogenfenster, die einen prächtigen Rundblick ermöglichen. Im Nordwesten, ganz nahe unter uns, liegt die Kirche des Heiligen Grabes mit ihrer düstern, bleigedeckten Kuppel. Gleich daneben krönt ein goldenes Kreuz die kleinere Kuppel der griechisch-orthodoxen Kathedrale. Von den Straßen sieht man nur die, in deren Verlängerung die Erlöserkirche steht. Die übrigen verschwinden zwischen den Häuserreihen, die aus der Vogelschau recht unscheinbar sind: ein Baukasten von kubischen Steinhäusern, deren Dächer meist flache Kuppeln sind. Von allem, was die Stadtmauer umschließt, ist die Omar-Moschee das Bedeutendste. Weniger imposant, aber merkwürdig ist die Moschee El-Aksa mit Langschiff und Kuppel; sie schwebt auf einer Terrasse hoch über dem Kidrontal im Süden.

Im Südosten liegt das Judenviertel mit seinen beiden Synagogen, im Nordosten der Stadtteil der Mohammedaner. Das Armenierviertel nimmt die Südwestecke zwischen Davids Grab und Davids Turm ein. Die Zitadelle südlich vom Jaffator wirkt gewaltig durch Masse und einfache, kräftige Linien. Im Nordwestviertel wohnen Griechen und Franken. Jenseits seiner Mauer erstrecken sich die neuen Straßenzüge des russischen Bezirks, der eine kleine Stadt für sich bildet.

Wir steigen wieder hinunter und wandern durch die alten Straßen. Sie sind holprig gepflastert, eng und winklig. Oft

fallen sie so stark ab, daß die von den Sohlen ungezählter Pilger, Juden und Araber blankgescheuerten Steine eine Treppe mit niedrigen, breiten Stufen bilden, oder sie verlieren sich in die dunkeln Tunnel der Basare; aber sie sind unendlich malerisch, und ich konnte mich nicht satt an ihnen sehen. Kleine, altertümliche Häuser und Mauern fassen sie ein, Kirchen, Moscheen und Synagogen, Hospize und fromme Stiftungen dazwischen. Architektonisch interessant sind die Strebepfeiler, die hier und da ihre Bogen über die Straße spannen.

Es ist Beiram heute, aber die Stadt trägt darum kein festliches Gepräge: die Mohammedaner machen ja nur ein Siebentel der Bevölkerung aus. Sie sitzen in ihren kleidsamen Turbanen vor ihren Läden oder Ladentischen auf kleinen Stühlen, spielen Karten und Tricktrack und rauchen Nargileh. Araber aus der Nachbarschaft, Beduinen in ihren langflatternden weißen Mänteln und Kopftüchern und ehrwürdige Scheiks im Priesterornat schreiten vorüber. Überall Geistliche der verschiedenen Sekten, in schwarzen, bis zu den Füßen reichenden Talaren und hohen, schwarzen Kopfbedeckungen, abessinische und griechische Priester, koptische Brüder, Franziskanermönche und Nonnen. Dazwischen Christen syrischer Abstammung in halbeuropäischer Kleidung, aber mit Fes, Frauen mit und ohne Schleier, Kinder an der Brust tragend oder an der Hand führend, türkische Offiziere, Gendarmen und Soldaten. Ab und zu eine höhere Militärperson. Die meisten der Vorüberwandelnden aber sind Juden, ansässige und eingewanderte aus aller Herren Ländern, aus Jemen und Amerika, Buchara und Spanien, Persien und Rußland, Polen, Galizien und Deutschland. Sie tragen lange Bärte, schwarze Fra-Diavolo-Hüte, Korkzieherlocken vor den Ohren und Kaftane, die im Straßenstaub schleppen. Wie arm und abgezehrt sie aussehen! Die Hand des Krieges lastet schwer auch auf ihnen. Die russischen Juden durften nach der Kriegserklärung im Lande bleiben, wenn sie türkische Untertanen wurden, und viele zogen diesen Ausweg der kostspieligen Reise und der Rückkehr in die russische Hölle vor. Inmitten

dieses echt orientalischen Gewimmels singt dann ein Derwisch seine Bettellieder, ruft ein Bäcker seine Ware aus, dünne duftende Brote, die er in einem Korb auf dem Rücken trägt, oder klingelt unverdrossen ein Lakritzwasserhändler, um durstige Wanderer anzulocken.

Und welche Farbenmusik der Beleuchtung! Um die Mittagszeit blenden das Auge tausend Reflexe. Gegen Abend aber badet sich die ganze Stadt in einer warmen rotgelben und roten Farbenflut. Sobald die Sonne untergegangen ist, zeichnen Kirchen und Minarette, Kuppeln und Türme wahre Traumbilder von Silhouetten, und wenn der Mond seinen bläulich-bleichen Glanz auf Jerusalem herabgießt, erwachen in der Seele des Fremdlings die heiligsten Erinnerungen zu neuem Leben.

19. Das Grab Christi.

Auf der Stelle, wo Christi Grab lag, errichtete Kaiser Konstantin der Große zwischen 327 und 336 zwei Kirchen, von denen die östlich des Heiligtums gelegene russische Herberge noch Reste enthält. Beide Kirchen wurden im Jahre 614 von König Khosroes II. von Persien zerstört, 616—626 aber vom Abt Modestus, wenn auch in kleinerem Maßstab, wieder aufgebaut. 637 ging der arabische Eroberungssturm über das Land. Aber der Kalif Omar ibn al-Chattab verfuhr schonend gegen die Christen und ihre Heiligtümer.

Die Kreuzfahrer, die 1099 das Heilige Land eroberten, erbauten zu Anfang des 12. Jahrhunderts über dem Grab des Erlösers herrliche Kirchen, und wenn auch die wilden Horden der Chorasmier im Jahre 1224 vieles zerstörten, so hat doch die Anlage dieses unentwirrbaren architektonischen Labyrinthes im einzelnen wie im ganzen noch heute ungefähr denselben Charakter wie 1187, als die Kreuzfahrer vertrieben wurden. Der ganze Gebäudeblock, der sich über Christi Grab erhebt, zerfällt in zwei Hauptkirchen, den Rundbau des Heiligen Grabes unter der Kuppel und östlich davon die griechische Kathedrale mit Mittelschiff, Seiten-

schiff und Ambulatorium. Durch und um sie schlingt sich eine endlose Girlande von Kapellen, Krypten und kleinen Hallen. Der 1719 errichtete Teil wurde 1808 fast bis auf den Grund von Feuer zerstört. Einige Jahre später wurde er wiederhergestellt, und Griechen und Armenier nahmen ihn in Besitz. Die Kuppel über der Rotunde der Grabeskirche stammt aus dem Jahre 868.

Die Fassade nach dem Vorhof zu ist meines Erachtens das Schönste von allem. Ihre vornehme Architektur stammt noch aus der Kreuzfahrerzeit. Die Westseite hat einen viereckigen Glockenturm, und über der nach Süden gerichteten Hauptfassade erheben sich zwei Türme mit reich verzierten Spitzbogen auf Marmorsäulen mit byzantinischen Kapitellen. Die Breitseite über dem Osttor ist mit Steinskulpturen aus Christi Leben geschmückt. Ein Stück davon fehlt, es befindet sich im Louvre zu Paris und stellt Jesu Einzug in Jerusalem dar.

Links im Vorhof sitzen auf weichen Kissen die Türhüter; ihr Amt ist erblicher Besitz einer mohammedanischen Familie. Händler verkaufen Brot und Andenken. An hohen Kirchenfesten drängen sich in diesem Vorhof die Gläubigen, um eine Flamme des heiligen Feuers aufzufangen. Auch die Zeremonie der Fußwaschung findet hier statt.

Vor dem Eingang ruht, im Licht prächtiger Lampen, der rotgelbe Marmorstein, auf dem der Sage nach Joseph von Arimathia und Nikodemus den Leichnam Christi in Leintücher hüllten.

Zwischen zwei mächtigen viereckigen Pfeilern treten wir nun aus dem Vorhof in die runde Grabeskirche ein. Ihre Kuppel tragen achtzehn Säulen, jede geschmückt mit einem Gemälde aus dem Leben des Heilands, davor eine Lampe. Zwischen den Säulen links sind die Eingänge zu mehreren kleinen Kapellen, in deren einer Nikodemus und Joseph von Arimathia begraben sein sollen.

Inmitten des Rundbaues befindet sich das Heilige Grab, eine freistehende Kapelle aus rosagefärbtem Kalkstein mit Marmorbelag. Den Ostgiebel schmücken Gemälde in vergoldeten Rahmen und goldene Lampen. Zwischen vier riesenhohen Kandelabern hindurch betreten wir zunächst die kleine Engelkapelle; hier wird ein Bruchstück

des Steins aufbewahrt, der vor die Tür des Heiligen Grabes gerollt wurde und auf dem die trauernden Frauen am Morgen des Auferstehungstages den Engel sitzend fanden.

Die Grabkammer selbst ist etwas mehr als zwei Meter lang und kaum zwei Meter breit, also eng wie eine Schiffskabine; ein Marmorsofa an der nördlichen Langseite nimmt fast die Hälfte des Raumes ein. Die Oberfläche des Marmors ist glatt wie Eis von den Küssen der Millionen frommer Pilger. Man sagte mir, sie bedecke und schütze das darunter befindliche eigentliche Steinlager, auf dem Christi Leichnam gebettet wurde. An den Wänden hängen goldstrotzende Bilder und ein Relief in weißem Marmor, das die Auferstehung Christi darstellt; auf einem Wandbord stehen Leuchter und Gefäße mit Blumen, und von der Decke hängen dreiundvierzig brennende Öllampen herab; je dreizehn davon gehören den Griechen, den römischen Katholiken und den Armeniern, die übrigen vier den Kopten. An einem Altar längs der hinteren Schmalwand der Grabkammer wird täglich die Messe gelesen. Bei meinem Besuch waltete gerade ein armenischer Priester dieses Amtes. Außer ihm und mir befand sich niemand in diesem Raum, vor dessen Eingang sonst die Pilgerscharen tagelang auf den Augenblick warten, da sie in inbrünstigem Gebet an der Marmorplatte niederknien können.

Durch die zwei ovalen Fenster der Grabkapelle flammt am Osterabend das heilige Feuer heraus, das unmittelbar vom Himmel kommen soll. Das Wunder geschieht auf Fürbitte des Titularbischofs von Petra, der die Zeremonie leitet. Dann ist die Kirche gepreßt voll von Andächtigen, die keine Unbequemlichkeit scheuen und die Nacht hier durchwachen, um unter den ersten zu sein, die ihre Wachskerzen an dem heiligen Feuer entzünden und das brennende Licht mit nach Hause nehmen als ein Symbol der Freude, die Christi Auferstehung über die trauernde Kirche verbreitete.

Östlich von der Kapelle des Heiligen Grabes tritt man unter dem Kaiserbogen hindurch in die griechische Kathedrale, deren Mittelschiff von goldnem Zierat gleißt und blitzt, von biblischen Gemälden in vergoldeten Rahmen, von goldnen Lampen und von



Phot. Larsen.

Der Saal des Abendmahls.



Phot. Larsen.

Inneres der Moschee El-Aksa.



Phot.: Larsson.

Gethsemane.

dem überladenen Goldprunk des Ikonostas am Altar. Auf dem Mosaiksteinboden steht eine Art Taufbecken, das den Mittelpunkt der Welt bezeichnen soll: vor 2000 Jahren war Jerusalem in der Tat das Herz der bekannten Welt, zwischen Rom im Westen, Babylon im Osten, Assyrien im Norden, Griechenland, Tyrus und Sidon im Nordwesten, Ägypten im Südwesten.

Die nüchterne Einfachheit des nördlichen Seitenschiffs macht einen viel gewaltigeren Eindruck als die unruhige Pracht des Hauptschiffs. Tiefe Dämmerung herrscht zwischen den altertümlichen Säulen, Gewölbebogen und Mauern. Von Osten fällt das Tageslicht unmittelbar herein wie aus der Mündung eines Tunnels; im Westen sickert es zwischen den Pfeilern der Grabrotunde gedämpft hindurch. Aus einer Kapelle klingen lateinische Meßgesänge herüber und wecken ein mattes und mystisches Echo zwischen den Säulen.

Auch die drei Kapellen des Ambulatoriums liegen fast im Dunkeln; die zahlenden Pilger fehlen, daher spart man das Licht; nur vereinzelte Wachslichte brennen in den Kandelabern. Eine der drei Kapellen ist dem römischen Soldaten Longinus geweiht, der seine Lanze in Christi Seite stach, aber später Christ wurde, wie eine Überlieferung aus dem 5. Jahrhundert berichtet.

Nördlich von der Kathedrale sind überall Kapellen an den Orten, wo der Auferstandene sich der Maria Magdalena und seiner Mutter zeigte. Ein kleiner Raum im Westen ist die Sakristei der römischen Katholiken; hier werden Kreuz, Schwert und Sporen Gottfrieds von Bouillon aufbewahrt. Man zeigt auch die Gefängniszelle, in der Jesus und die beiden Missetäter vor der Kreuzigung gefangen saßen.

Östlich von der Kathedrale führt eine Treppe in eine große Krypta hinunter, die Kapelle der Kaiserin Helena; sie gehört den Armeniern und soll den Platz einnehmen, auf dem die Basilika Konstantins stand. Diese Kapelle ist das stimmungsvollste Heiligtum in diesem ganzen Gebäudegewirr. Hier ist es so still und feierlich, daß man kaum zu flüstern wagt. Das von oben hereindringende

spärliche Tageslicht kämpft vergebens mit der Dämmerung. Vier mächtige alte Säulen, die der Sage nach von Zeit zu Zeit Tränen vergießen, tragen die Wölbung. Einzelne Teile der Wände sind fester Fels, was auf eine ehemalige Zisterne hindeutet. Eine Treppe führt zu einer noch kleineren Krypta hinab, in der Helena das Kreuz Christi gefunden haben soll. Ein Bronzestandbild stellt sie dar, wie sie das Kreuz in ihren Armen hält.

Südlich von der griechischen Kathedrale führt eine Treppe nach Golgatha hinauf. Die brennenden Lampen in der ersten Kapelle bezeichnen die zwölfte Station der Via dolorosa. Eine Marmorplatte, darin ein Loch mit silberbeschlagenem Rand: hier wurde das Kreuz des Heilandes errichtet; in den Vertiefungen zu beiden Seiten standen die Kreuze der Missetäter. Durch einen noch sichtbaren Spalt, der entstand, als die Erde erzitterte und der Fels zersprang, tropfte nach der frommen Legende etwas vom Blut des Erlösers in die unter Golgatha gelegene Kammer, in der Adam begraben lag. Das heilige Blut traf seinen Kopf und erweckte ihn vom Tode.

Auch diese heilige Stelle der Kreuzigung ist mit Heiligenbildern, Gemälden, Kandelabern und Lampen überladen. Alles glänzt von goldner Pracht. Rechts ist ein in Wachs geformtes oder vielleicht in Holz geschnittenes farbiges Relief der Maria in etwa zwei Drittel natürlicher Größe. Der Ausdruck des Gesichts ist tiefster Schmerz; der Glanz der Augen täuscht Leben vor. Aber mehr als Gesicht und Hände sieht man nicht; denn das übrige verschwindet unter Goldketten und Edelsteinschmuck der Gaben frommer Pilger. Die Stirn überblitzt ein Diadem. Wachslichte brannten davor mit rotgelben Flammen, und einige syrische Christen küßten unter zahlreichen Verbeugungen und Kreuzzeichen den schrankartigen Rahmen des Heiligtums.

Die Kirche des Heiligen Grabes ist unzählige Male schon geschildert worden, und ich will die Zahl dieser Schilderungen nicht vermehren. Auch muß ich gestehen, daß ich bald genug hatte von dem Besuch an diesem vornehmsten Ort der Christenheit, dem Ziel

so heißer Sehnsucht, so vieler müden Schritte und brennenden Bitten, Tränen und Seufzer. Der Ort, der auf Erden der heiligste, der erhabenste, der am ehrfürchtigsten gehütete sein sollte, den man voll Andacht stumm, höchstens flüsternd, betritt — diesen Ort haben die Priester der einander feindlich gesinnten Religionsgemeinschaften in eine Räuberhöhle verwandelt, wo man sich mit kleinlichstem, unversöhnlichstem Neid um eingebildete Vorteile und angemaßte Rechte streitet. Um Schlägereien vorzubeugen, müssen türkische Soldaten diese wunderliche Christenheit bewachen! Wer gedenkt hier noch der Worte der Bergpredigt: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie sollen Gottes Kinder heißen"? Die strotzende Pracht ringsum ist nur ein Markt der Eitelkeiten! Überall hier ist der Tisch des reichen Mannes gedeckt, während der Arme vor der Tür liegt und nach den Brosamen greift, die von seinem Tische fallen. „Der Arme starb und ward von den Engeln in Abrahams Schoß gebracht, und auch der Reiche starb und wurde begraben", aber er wurde im Feuer der Hölle gepeinigt. Wenn ein Ort der Erde von vergänglichem Flitter verschont bleiben sollte, so Christi Grab. Aber selbst hier rast der Tanz um das goldene Kalb!

„Es war aber an der Stätte, da er gekreuzigt ward, ein Garten und im Garten ein neues Grab, in welches niemand je gelegt war. Dahin legten sie Jesus um des Rüsttags willen der Juden, dieweil das Grab nahe war."

Nichts beweist, daß dieser Platz nicht der richtige ist und daß der Garten des Joseph von Arimathia nicht an derselben Stelle lag, wo die Grabeskirche jetzt ihre Kuppeln wölbt. Aber reinigt den Platz, laßt den nackten Felsgrund zutage treten und laßt die Pilger ihre Wallfahrt kostenlos vollbringen. Anspruchslose Armut ist das würdigste Andenken an den Sohn des Zimmermanns!

20. Gethsemane.

Am 1. August 1916 wanderte ich die Nordmauer von Jerusalem entlang nach Osten. In einiger Entfernung sah ich den Steinbruch Salomos, und in der Nähe des Herodestors kam

6*

ein Leichenzug vorüber. Der Tote wurde wie ein Bündel an zwei Stangen getragen. An der Nordostecke biegt die Mauer scharf nach Süden ab und gibt den Blick frei auf das von Regengüssen tief ausgewaschene Tal des Kidron, auf dessen Ostseite die sanften Abhänge des Ölbergs zu flachen Höhen hinansteigen. Der Fußweg fällt jäh ins Tal hinunter, über das eine Brücke zur Grabkirche der heiligen Jungfrau hinüberführt. Hier in der Nähe saßen früher die Aussätzigen und bettelten. Jetzt dürfen sie sich nicht mehr öffentlich zeigen; das deutsche Krankenhaus „Jesushilfe" und ein türkisches Hospital haben sich ihrer angenommen. Südlich davon, gleichfalls auf den untern Abhängen des Ölbergs, liegt hinter einer mit Eisenzaun versehenen Mauer der Garten Gethsemane.

Schon aus der Ferne fallen seine üppigen Oliven-, Akazien- und Oleanderbäume auf; feierliche Zypressen überragen sie. Hüter und Pfleger des Gartens ist der Franziskanermönch Bruder Giulio, dem nur ein Gehilfe zur Seite steht. Er zählt etwa 60 Jahre und ist von Geburt Italiener; sein Bart ist grau gesprenkelt, sein Auge voll Freundlichkeit und Güte. In seiner mit Heiligenbildern geschmückten Klause hat er den größten Teil seines Lebens verbracht, aber solch eine Zeit wie diese noch nicht erlebt. Früher kamen alljährlich Massen von Pilgern nach Gethsemane, und die Mittel zur Pflege des Gartens flossen reichlich. Jetzt kommt niemand mehr, und er ist völlig einsam unter seinen Margueriten und Astern, seinen Rosen und Dahlien. Schlimmer noch geht es seinem arabischen Gärtner, der seinen Platz in der türkischen Armee nach dem Rechte jedes Eingeborenen durch einen Stellvertreter besetzt hat gegen eine Abgabe von 50 Pfund für das erste Kriegsjahr. Jetzt hatte er abermals 30 Pfund an die Kriegskasse des Sultans zu zahlen und, um diese hohen Beträge aufzubringen, Haus und Hof verkaufen müssen. Doch meinte er lachend, lieber wolle er sein Letztes opfern, als sich bei Beerseba töten lassen.

Bruder Giulio geleitete mich nach der großen Felswand, in der eine eingemauerte Säule an den Ort erinnert, wo Judas den Menschensohn durch einen Kuß verriet. „Und da sie den Lobgesang

gesprochen hatten, ging Jesus hinaus mit seinen Jüngern über den Bach Kidron; da war ein Garten, darein ging Jesus und seine Jünger. Judas aber, der ihn verriet, wußte den Ort auch; denn Jesus versammelte sich oft daselbst mit seinen Jüngern." Bruder Giulio zeigte mir auch den Platz, auf dem Jesus sich zu entsetzen, zu betrüben und zu ängstigen begann und wo er „mit dem Tode rang und heftiger betete. Es ward aber sein Schweiß wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde. Und er stand auf von dem Gebet und kam zu seinen Jüngern und fand sie schlafend vor Traurigkeit und sprach zu ihnen: ‚Was schlafet ihr? Stehet auf und betet. Siehe die Stunde ist hier, daß des Menschen Sohn in der Sünder Hände überantwortet wird.'" Eine 1500 Jahre alte Überlieferung bezeichnet noch die Felsplatte, auf der Jesus die Jünger Petrus, Jakob und Johannes schlafend fand. Eine vergitterte Nische enthält eine Marmorkopie von Canovas „Jesus in Gethsemane".

Der Garten ist nicht groß; er bildet ein unregelmäßiges Viereck, etwa 60 Meter im Durchschnitt. Die Mauer entlang laufen die vierzehn Stationen des Leidensweges, farbige Steinreliefs von geringem Kunstwert, jedes auf einem Sockel und vergittert. Acht mächtige Ölbäume drohen unter der Last der Jahre zu brechen; Steinblöcke müssen die Stämme stützen und zusammenhalten. Bruder Giulio versichert, sie stammten aus Christi Zeit; so alt aber können sie nicht sein. Bei der Eroberung Jerusalems im Jahre 70 n. Chr. ließ Titus alle Bäume und Gärten rings um die Stadt vernichten, und noch als die Helme der Kreuzfahrer vor Jerusalem blinkten, lagen die Straßen baumlos im prallen Sonnenbrand. Die Pilger aber halten unbekümmert darum die alten Ölbäume für Zeugen des Leidens Christi, und das Öl aus ihren Früchten wird hoch bezahlt; ein Rosenkranz aus solchen Olivenkernen ist die kostbarste Reliquie.

Auf Bruder Giulios üppigen Blumenbeeten summten die Bienen, und durch die Wipfel der Bäume raschelte der Wind. Welch eine Welt voll Frieden und Stille! Das Jahr zuvor hatten die Heuschrecken alle Blumen hier vernichtet und alle Bäume kahlgefressen.

Vom Lärm des Weltkriegs aber drang kein Echo hier herein. Wohl lag die Heimat des Hüters von Gethsemane mit der Türkei im Krieg; doch der alte Franziskanerbruder war in ganz Jerusalem seit Jahrzehnten wohlbekannt; daher ließ man ihn unbehelligt unter seinen Blumen.

21. Der Tempelplatz.

Das Merkwürdigste, was die heilige Stadt einschließt, ist der Tempelplatz, Haram esch-Scherif. Nach den ältesten Urkunden war dieses mit hohen Mauern umgebene Gebiet das größte Heiligtum Jerusalems und der ganzen Welt. Gleich beim Eintritt umfaßt unser Blick das Ganze dieses gewaltigen Platzes. Seine Oberfläche erscheint fast eben; was sich vor Jahrtausenden an Hügeln hier vorfand, wurde von Menschenhand eingeebnet, Täler und Hohlwege füllte man durch unterirdische Galerien und Säulengänge aus. Jetzt ist der Platz spärlich mit islamischen Gotteshäusern bebaut, mit kleinen Moscheen, Mihrabs oder Gebetsnischen und hohen Kanzeln unter freiem Himmel, mit Arkaden, Fontänen und Brunnen zum Waschen. Bei der Ostmauer, etwas südlich vom Stephanustor, steht eine kleine moderne Moschee, genannt Salomos Thron. Hierhin zog sich nach kindlicher mohammedanischer Überlieferung der große König zurück, als er seinen Tod herannahen fühlte. Er wollte sein Ende so lange wie möglich vor den bösen Geistern geheim halten. Auf seinen Stock gestützt starb er in sitzender Stellung. Erst als die Würmer den Stock zerfressen hatten, fiel die Leiche zusammen. Da merkten die Dämonen, daß er gestorben, seine Macht gebrochen und ihre Zeit gekommen war.

Hier und da wölbt eine Sykomore ihre Krone und erhebt eine Zypresse ihren königlich schlanken Stamm. Aber alles beherrscht und überglänzt Omars blaue Moschee, deren mächtige Kuppel wie ein gefüllter Ballon vor uns steht, gekrönt durch ein drei Kugeln durchbohrendes Zepter; darüber ein goldner Halbmond, der im Glanz der Abendsonne glüht. Südlich der Mauer der alte Tempel, den der Nachfolger des Propheten in die Moschee El-Aksa umgebaut hat.

Dreitausend Jahre sind nun bald vergangen, seit die Morgensonne, über den Kamm des Ölbergs emporsteigend, die Zinnen des berühmten Tempels Salomos vergoldete. Nach wechselnden Schicksalen vier Jahrhunderte hindurch wurde der Prachtbau schließlich von Nebukadnezar, dem König von Babylon, von Grund aus zerstört. Als aber die Juden von den Wassern Babels zurückkehrten, bauten sie unter Serubabels Leitung einen neuen, kleineren Tempel. Auch dieser wurde verwüstet, von den Makkabäern aber wieder errichtet. In seinen Säulengängen blitzte das Schwert des Pompejus, und seine Vorhöfe stürmte Herodes der Große unter römischen Adlern. Herodes beschloß nun an derselben Stelle einen andern Tempel zu errichten, der die Erinnerung an seine Vorgänger auslöschen und bis in die späteste Zukunft seinen Namen erhalten sollte. Zwanzig Jahre vor Christi Geburt begann er sein Werk; sechsundvierzig Jahre wurde daran gebaut. Die Geschichte dieses Baues erzählt der jüdische Historiker Flavius Josephus, der im Jahre 70 nach Christi Geburt am Zug des Titus gegen Jerusalem teilnahm, mit einer Genauigkeit und einer Anschaulichkeit, die noch heute staunende Bewunderung erwecken.

Herodes ahnte nicht, wie bald sein stolzes Bauwerk dem Erdboden gleichgemacht werden und wie unvergänglich dennoch die Erinnerung daran durch Jahrtausende fortleben sollte. Denn kaum war dieser Tempel vollendet, da trieb der Heiland das Händlerpack aus seinen kühlen Hallen und rief: „Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt's gemacht zur Mördergrube." Und denselben Bau, den der Ehrgeiz des Herodes errichtete, meint der Evangelist Lukas, wenn er sagt: „Und er lehrte des Tages im Tempel; des Nachts aber ging er hinaus und blieb über Nacht am Ölberge. Und alles Volk machte sich früh auf zu ihm, im Tempel ihn zu hören." Als aber die schönen Steine und Opfergaben des Gotteshauses vom Volke gepriesen wurden, sagte Jesus: „Es wird die Zeit kommen, in welcher von dem allen, das ihr sehet, nicht ein Stein auf dem andern gelassen wird, der nicht zerbrochen werde. — Sehet zu, lasset euch nicht verführen. Denn

viele werden kommen in meinem Namen und sagen, ich sei es, und die Zeit ist herbeigekommen. Folget ihnen nicht nach. Wenn ihr aber hören werdet von Kriegen und Empörungen, so entsetzet euch nicht; denn solches muß zuvor geschehen; aber das Ende ist noch nicht so bald da. Ein Volk wird sich erheben wider das andere, und ein Reich wider das andere; und es werden geschehen große Erdbeben hin und wieder, teure Zeit und Pestilenz; auch werden Schrecknisse und große Zeichen vom Himmel geschehen. Und ihr werdet gehasset sein von jedermann um meines Namens willen. Und ein Haar von eurem Haupte soll nicht umkommen. Fasset eure Seelen mit Geduld. Wenn ihr aber sehen werdet Jerusalem belagert mit einem Heer, so merket, daß herbeigekommen ist ihre Verwüstung."

Und er weinte über die Stadt und über den Tempel und sprach: „Wenn doch auch du erkenntest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient! Aber nun ist's vor deinen Augen verborgen. Denn es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten ängsten und werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen, darum daß du nicht erkannt hast die Zeit, darin du heimgesucht bist."

22. Die Zerstörung Jerusalems.

Kaum ein Menschenalter nach Christi Tod am Kreuze erhoben sich die Juden gegen die römische Herrschaft. Im Jahre 67 kam Vespasian nach Syrien, um den Aufruhr zu ersticken; sein 26jähriger Sohn Titus, der am Hofe Neros erzogen war, begleitete ihn. Galiläa wurde damals von einem Juden verwaltet mit Namen Flavius Josephus, dem vorhin erwähnten Geschichtschreiber. Er war im Jahre 37 in Jerusalem geboren, gehörte dem Priesterstand an und hielt sich zur Sekte der Pharisäer. Fast zwei Monate lang verteidigte er die Festung Jotapata gegen die römischen Heerführer. Als er sich schließlich nicht mehr halten konnte, begab er sich in das Lager des Vespasian und gewann

dessen Gunst durch die Prophezeiung seiner baldigen Kaiserwürde. Auch hoffte wohl Vespasian, daß der kluge Jude ihm von Nutzen sein könne, und tatsächlich diente ihm Josephus nachher mehrfach als Unterhändler.

Als Vespasian zwei Jahre später nach Rom zurückkehrte, um den Kaiserthron zu besteigen, blieb sein Sohn Titus zurück und beendete den Feldzug durch die Eroberung Jerusalems im Herbst des Jahres 70. Er verfügte über eine Truppenmacht von nur 30—40000 Mann. Schon im April begann er die Stadt einzuschließen. Der eigentliche Angriff richtete sich natürlich gegen die durch das Gelände nicht geschützte Nordfront. Flavius Josephus war dabei, und in seiner „Geschichte des jüdischen Krieges gegen die Römer" hat er der Nachwelt eine ergreifende Schilderung des nun folgenden Halbjahrs hinterlassen.

Nachdem die bei Emmaus stehende römische Legion sich mit der Hauptmacht vereinigt hatte, begab sich Titus nach dem Platz Skopus, von dem aus man einen klaren Überblick über die Stadt und den großen Tempel hatte. Hier ließ er ein befestigtes Lager für zwei Legionen anlegen, die zusammen vorgehen sollten. Die fünfte Legion verschanzte sich in einem andern Lager hinter dem ersten. Die zehnte Legion, die von Jericho kam, besetzte den Ölberg.

Josephus beschreibt nun die Stadt und ihre Anlage. Wo das Gelände nicht von Natur die Verteidigungswerke sturmfest machte, waren die Mauern dreifach. Er schildert auch den Tempel und seine Pracht, besonders aber die furchtbare Zwietracht und die Parteikämpfe rücksichtsloser Agitatoren und tyrannischer Volksführer, die damals ihr Spiel ebenso gewissenlos trieben wie heute nach 2000 Jahren! Unter ihnen traten Simon und Johannes am meisten hervor. Der erste hatte 10000 waffenfähige Aufrührer mit 50 Offizieren unter sich, dazu noch 5000 Idumäer mit 10 Offizieren. Johannes verfügte über 6000 bewaffnete Männer unter 20 Offizieren. Zu ihm hielten auch 2400 Zeloten, die von Eleasar und Simon, dem Sohn des Aris, befehligt wurden.

Während diese Führer sich bekämpften, war das Volk auf

beiden Seiten ihre Beute, und der Teil des Volkes, der ihre Gewalttaten nicht billigte, wurde von beiden Parteien geplündert. Simon hatte die obere Stadt inne, die große Mauer bis zum Kidron und die alte Mauer von Siloa ostwärts bis zu einem Palast, der dem Monobazus gehörte, dem Könige von Adiabeni jenseits des Euphrat. Er beherrschte auch den Teich und Akra, den niederen Teil der Stadt; ferner alles bis zum Palast der Königin Helena, der Mutter des Monobazus. Johannes aber hatte den Tempel besetzt und die angrenzenden Teile, ein weites Gebiet, ferner Ofla und das Kidrontal. Und nachdem die zwischen ihren Bereichen gelegenen Stadtteile niedergebrannt worden waren, entstand ein Gebiet, auf dem sie einander bekämpfen konnten. Denn diese inneren Streitigkeiten hörten nicht einmal dann auf, als die Römer ihr Lager unmittelbar an die Stadtmauern heranschoben. Der Bürgerkrieg wütete fort, und ihr größtes Unglück erlebte die Stadt, bevor sie eingenommen wurde. Nicht erst die Römer brauchten sie zu vernichten, das besorgte schon der Aufruhr im Innern; die Hauptarbeit der Römer war, diesen Aufruhr zu ersticken; die Zerstörung der Mauern war dagegen ein Kinderspiel. „Deshalb“, sagt Josephus, „müssen wir gerechterweise unser Unglück unserm eigenen Volk zuschreiben.“

Wenige Einsichtige sahen, wohin das führen mußte. Ein Ausfall gegen die zehnte Legion glückte zwar, da die römischen Soldaten bei ihrer Schanzarbeit die Waffen abgelegt hatten. Nach einem hin- und herwogenden Kampfe wurde die Legion gezwungen, zurückzugehen. Titus aber sah die Gefahr. Rasch führte er neue Kohorten zu einem umfassenden Angriff heran, und unter großen Verlusten mußten die Juden sich fluchtartig zurückziehen. Die Wachen auf den Mauern Zions aber glaubten, Titus weiche zurück, und sandten neue Truppen vor. Die Römer, die ebenfalls in ziemlicher Auflösung waren, hatten Mühe, sich zu sammeln, und Titus selbst wäre beinahe gefallen. Nochmals gab die zehnte Legion ihre Stellungen auf, aber nur um dem Feldheer Gelegenheit zu geben, die sorglos vordrängenden Haufen der Juden vernichtend zu umfassen.

Der von Titus selbst geführte Gegenangriff warf die Israeliten Hals über Kopf in das Kidrontal hinab. Die zweite mittlere Mauer wurde genommen und die ganze Nordmauer sofort niedergerissen. Da die Juden sich immer noch nicht ergeben wollten, schickte Titus den Josephus an die dritte Mauer, um mit den Eingeschlossenen zu verhandeln. Josephus riet seinen Landsleuten eindringlich, Vernunft anzunehmen, um Stadt, Tempel und sich selbst zu retten; die Römer sicherten ihnen bei freiwilliger Übergabe alle Schonung zu; längerer Widerstand sei unnütz, da nur noch die dritte, schwächste Mauer übrig sei; auch wenn diese widerstehen könnte, würde der Hunger sie schließlich zur Übergabe zwingen. Aber alles Zureden war vergeblich; Hohnworte und Speerwürfe waren die Antwort an den Unterhändler. Wenige Überläufer brachten sich bei den Römern in Sicherheit und erhielten die Freiheit. Um die übrigen abzuschrecken, ließen Simon und Johannes jedem Fluchtverdächtigen den Hals abschneiden.

Josephus gibt nun eine haarsträubende Schilderung des Grauens, das bald die unglückliche Stadt erfüllte. Der Hunger wütete furchtbar. Die Banden der Aufrührer durchsuchten alle Häuser; wer Getreide versteckt hatte, wurde getötet, aber auch der, bei dem man gar nichts fand, hatte sein Leben verwirkt, weil er seine Vorräte zu gut verborgen habe! Wer noch wohlgenährt aussah, mußte ebenfalls ans Messer, da er offenbar Lebensmittel gehamstert hatte, und durch unmenschliche Torturen wurden Geständnisse erpreßt. Nur wen das Elend ausgemergelt hatte, war vor dem Mordstahl sicher, um dem Hungertod zu verfallen. Nachts krochen die Armen bis zu den römischen Vorposten, um eßbare Kräuter zu suchen; wer heimkehrte, wurde dann von den Rädelsführern wieder ausgeplündert. Die übrigen fielen den römischen Kavalleriepatrouillen in die Hände, die immer näher heranstreiften. Titus hatte nicht Leute genug zur Bewachung der Gefangenen; täglich wurden ihrer etwa 500 eingebracht, die zum warnenden Beispiel für die Verteidiger angesichts der Stadtmauer gekreuzigt wurden. Mit roher Lust waltete die römische Soldateska ihres Henkeramtes, „bis die

Menge so groß wurde, daß der Platz für die Kreuze und die Kreuze für die Leiber fehlten". Vor noch nicht vierzig Jahren hatten die Väter dieser selben Juden dem Menschensohn diese grauenvolle Qual bereitet; jetzt hingen ihrer Söhne verwesende Leichen an zahllosen Kreuzen vor Jerusalem und verbreiteten einen Pestgestank über die heilige Stadt Gottes. Der Überläufer wurden trotzdem immer mehr; man zog einen schnellen Tod am Kreuz der langen Qual des Hungertodes vor. Titus schickte eine Schar Gefangener mit abgehackten Händen nach Jerusalem zum Beweis dafür, daß nur Gefangene gemartert würden, während Überläufer frei ausgingen, und ließ die Anführer nochmals ermahnen, von ihrem Wahnsinn abzustehen. Alles vergeblich!

Nun richtete Titus seinen Angriff auch gegen die Süd- und Ostfront, und damit erlosch der letzte Hoffnungsfunke der Belagerten. Jetzt war es zu Ende mit der Verproviantierung außerhalb der Mauern. Ganze Familien starben Hungers. „Eine tiefe Stille, eine Art Todesnacht senkte sich auf die Stadt herab." Aber die Folterungen und Plünderungen im Innern gingen weiter. Auf den Straßen und in den Häusern lagen Haufen von Leichen; was nicht begraben werden konnte, warf man einfach über die Mauer ins Tal hinunter. Auf seinen Erkundungsritten sah Titus das Furchtbare; voll Ekel rang er die Hände und rief die Götter als Zeugen dafür an, daß ihn an dieser Untat keine Schuld treffe. Vergebens schleppten römische Soldaten Getreidesäcke an die Mauern heran, um die Belagerten umzustimmen. Vergebens bat sie Josephus immer aufs neue, sich zu ergeben. Die Anführer verhärteten sich nur in ihrem Widerstand; auf die eine oder andere Art war ihnen ja doch der Tod gewiß.

Um dem Schrecken ein Ende zu machen, verschärfte Titus die Belagerung aufs äußerste und nahm zuletzt die Stadt im Sturm. Der Feldherr selbst drang an der Spitze einer Kolonne in den Tempelhof ein, dessen Reichtum und Pracht ihn in Erstaunen setzten. Titus wollte das Heiligtum retten, aber schon standen die Tore des Gotteshauses in Flammen, die Feuersbrunst ließ sich

nicht mehr ersticken, „und so brannte der Tempel nieder gegen Titus' Willen". Josephus hebt den merkwürdigen Zufall hervor, daß der Tempel im selben Monat und am selben Tage von den Römern niedergebrannt wurde wie ehedem von den Babyloniern. Seit seiner Gründung durch Salomo bis zu seiner Zerstörung im zweiten Regierungsjahr des Vespasian waren 1130 Jahre, 7 Monate und 15 Tage verflossen und seit seinem zweiten Wiederaufbau durch Haggai unter der Regierung des Cyrus 639 Jahre und 45 Tage.

Während der Tempel brannte, überschwemmten die Soldaten die ganze Stadt. Niemand wurde geschont, selbst Greise und Kinder nicht. Auf den Straßen strömte das Blut. Angstrufe, Todesschreie und Stöhnen mischten sich in die herzzerreißenden Klagen über den Untergang des Heiligtums. Wer mochte da noch leben! Durch die Trümmer der Tempelmauer floß das Gold in gelbroten Strömen. Magazine, Priestergewänder und heilige Gefäße von unschätzbarem Wert wurden vernichtet. Aus dem innern Tempelhof stürzten Haufen erschreckter Hebräer in den äußern hinaus, um Rettung zu suchen in den Labyrinthen der Stadt; die siegberauschten römischen Scharen metzelten sie nieder. 6000, die sich in einen verborgenen Raum des Tempels geflüchtet hatten, verbrannten bis auf den letzten Mann. Ein falscher Prophet, erzählt Josephus, sei die Ursache ihres Untergangs gewesen. „Er hatte am selben Tag in der Stadt verkündet, Gott befehle ihnen, in den Tempel hinaufzugehen, wo sie Wunderzeichen zu ihrer Befreiung erhalten würden. Die Tyrannen besoldeten eine große Anzahl falscher Propheten, um dem Volk einzureden, es dürfe seine Befreiung nur von Gott erwarten. Man wollte dadurch die Leute vom Desertieren abhalten und zum Ausharren zwingen. Wer in Not ist, gibt sich leicht solchen Vorspiegelungen hin. So ließ sich das unglückliche Volk von diesen Betrügern, die selbst Gott belogen, überreden und achteten nicht der auffallenden Zeichen und der warnenden Stimme Gottes, die den bevorstehenden Untergang verkündeten." Wie lauteten doch die dem Josephus noch unbekannten Warnungsworte des Heilands: „Sehet euch vor vor den

falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe. — Sehet zu, lasset euch nicht verführen. Denn viele werden kommen in meinem Namen und sagen, ich sei es, und die Zeit ist herbeigekommen. Folget ihnen nicht nach."

Die Feldzeichen der Römer sammelten sich nun bei dem brennenden Tempel, und die Soldaten jubelten Titus als ihrem Imperator zu. Jüdische Priester drängten sich an ihn heran und flehten um Gnade. Aber Titus antwortete, ihr Lebensberuf gebiete ihnen, zugleich mit dem heiligen Tempel unterzugehen. Damit wurden sie niedergemacht.

Jetzt endlich kamen Boten von Simon und Johannes, die um mündliche Unterhandlungen baten. Titus erwartete sie im äußeren Vorhof des Tempels. Die Anführer der Juden versammelten sich mit dem Rest ihrer Mannschaft jenseits einer Brücke. Durch seinen Dolmetsch hielt Titus eine eindringliche Strafrede an die Volksverführer. Während der Unruhen in Rom nach Neros Tod hätten sie den Krieg vorbereitet. Als sein Vater zum Kaiser erwählt worden, hätten sie sich nicht gescheut, die Aufruhrflamme zu entfachen. Statt dem neuen Kaiser Glück zu wünschen, hätten sie sich für Roms Feinde erklärt, ihre Glaubensgenossen jenseits des Euphrat aufgewiegelt und neue Mauern um Jerusalem gebaut. „Dann kam ich hierher, wider meinen Willen, von meinem Vater geschickt, und übernahm mit Wehmut seinen Auftrag. Als ich hörte, daß das Volk dem Frieden geneigt sei, freute ich mich. Ich ermahnte euch, von eurem Vorhaben abzustehen, bevor ich den Kampf begann. Ich schonte euch auch später noch lange, als ihr schon gegen mich gekämpft hattet. Ungern führte ich meine Belagerungsmaschinen gegen eure Mauern. Nach jedem Sieg versuchte ich, euch zum Frieden zu bewegen, als ob ich selbst besiegt worden wäre. Als ich mich eurem Tempel näherte, verzichtete ich nochmals auf das Kriegsrecht und ermahnte euch, euer eigenes Heiligtum zu schonen. Und nun wollt ihr Elenden mündlich mit mir verhandeln! Und selbst in dieser eurer äußersten Not wollt ihr nicht anerkennen, daß ihr der Gnade bedürftig seid, ihr Elenden!

Worauf baut ihr eure Ansprüche? Sind eure Scharen nicht tot? Ist euer Tempel nicht dahin? Ist eure Stadt nicht in meiner Macht und euer eignes Leben nicht in meiner Hand? Haltet ihr es trotzdem noch für Tapferkeit, zu sterben? Doch wozu länger die Zeit mit Reden über eure Verblendung hinbringen! Wenn ihr die Waffen streckt und euch ergebt, schenke ich euch das Leben, und ich werde handeln wie ein milder Vater. Nur die Unverbesserlichen treffe gerechte Strafe; die übrigen werde ich schonen!"

Auch diesen Vorschlag des Titus wiesen die Juden zurück; sie unterstanden sich, Bedingungen zu stellen, als wären sie die Sieger: sie verlangten ohne Ausnahme unbehelligt mit Weib und Kind in die Wüste ziehen zu dürfen. Jetzt war die Geduld des Römers erschöpft. Keine Schonung mehr! Aufs neue blitzte das Schwert gegen die Aufrührer. Die Stadt wurde völlig geplündert, verwüstet und bis auf den Grund niedergebrannt, und bald waren die Straßen, auf denen Jesus gewandelt, nur ein rauchender Trümmerhaufen.

Flavius Josephus schätzt die Zahl der Toten während der Belagerung auf eine Million und 100000; die Mehrzahl von ihnen sei erst zum Fest der ungesäuerten Brote nach Jerusalem gekommen. Diese Zahl ist selbstverständlich übertrieben. 97000 sollen gefangengenommen worden sein. Wer unbewaffnet kam, rettete sein Leben. Die größten und schönsten Männer wurden für den bevorstehenden Triumphzug bestimmt, die übrigen, soweit sie 17 Jahre alt waren, nach Ägypten in die Bergwerke geschickt, viele auch in die Provinzen geschafft, um in den Theatern Gladiatoren und wilden Tieren zum Opfer zu fallen. Die unter 17 Jahren wurden als Sklaven verkauft. Der eine der beiden Volksanführer, Johannes, wurde zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt, der andere, Simon, mit einem Strick um den Hals im Triumphzug durch Rom geführt, dann zum Forum geschleift und unter dem Jubel des Volks erschlagen.

Bei dieser Zerstörung Jerusalems durch die Römer im Jahre 70 blieb vom Tempel des Herodes kein Stein auf dem

andern. An seiner Stelle errichtete Hadrian später einen Jupitertempel, und in der Nähe des heiligen Felsens eine Bildsäule, die den Kaiser selbst zu Pferde darstellte. Tempel sowohl wie Reiterstandbild waren noch vorhanden, als die ersten christlichen Pilger Jerusalem besuchten.

23. Omars Moschee.

Die Moschee Kubbet es-Sachra („Felsendom"), die heute den Tempelplatz beherrscht, wurde, so besagt eine kufische Inschrift im Innern, in den Jahren 684—691 vom neunten Kalifen Abd el-Melik erbaut. Sein Name wurde später ausgekratzt und durch den des Abdullah el-Mamun ersetzt, des Sohnes Harun er-Raschids, eine gar zu täppische Fälschung, denn man vergaß, auch die Jahreszahlen zu ändern! Die Franken nannten sie Omars Moschee, und diese falsche Bezeichnung ist noch heute allgemein üblich. Die Kreuzfahrer verwandelten das Gebäude in eine christliche Kirche, Templum Domini, und legten auf dem nackten Felsen im Innern eine Plattform an mit Altar und Kreuz. Sultan Saladin, der im Jahre 1187 Jerusalem den Christen entriß, legte den Fels wieder frei, erneuerte 1189 die Kuppel, die von Hakim 1022 herrührt, und verschönerte auch sonst die ganze Moschee; eine goldne Inschrift feiert sein Andenken. Unter den spätern Sultanen hat Suleiman der Prächtige das meiste zur Erhaltung des Gotteshauses beigetragen. Es ist im Äußern und Innern eine Perle islamischer Baukunst und nächst Mekka das größte Heiligtum der Mohammedaner.

Die Moschee erhebt sich auf einer drei Meter hohen Felsplatte, zu der Treppen hinaufführen. An der Nordwestecke steht der Richterstuhl Mohammeds, drei Säulen mit einem Architrav. Von seiner Zinne sollen sich am jüngsten Tag die Wagschalen mit den Seelen der Toten herabsenken, die glücklich über die Brücke hinübergekommen sind, welche aus einem einzigen Pferdehaar bestehen und den Ölberg mit Mohammeds Richterstuhl auf dem Knauf der Säulen verbinden wird.



Phot. Larsson

Die Klagemauer der Juden.



Phot. Larsson.

Felsenplatte in der Omar-Moschee zu Jerusalem.

An der Ostseite der Moschee bemerkt man einen kleinen Tempelkiosk, genannt Kubbet es-Silsileh, d. h. Kettenkuppel. Er scheint eine verkleinerte Nachbildung der großen Moschee zu sein, besteht aber nur aus einer Kuppel und siebzehn Säulen, die von jedem Standpunkt aus alle siebzehn zu sehen sind; sie sind so aufgestellt, daß sie ein Sechseck in einem Elfeck bilden. Abd el-Melik selbst soll diese architektonische Spielerei ersonnen haben.

Die große Moschee besteht aus drei Teilen, einem achtseitigen Unterbau, einem zylinderförmigen Oberbau und der Kuppel. Jede Seite des Unterbaus ist zwanzig Meter lang und von der Plattform aus gerechnet bis zu fünf Meter Höhe mit Marmorplatten bedeckt. Wo diese aufhören, beginnt die herrlichste blaue Fayence, mit der Suleiman der Prächtige die Mauerflächen überziehen ließ. Ein Fries von Koransprüchen in künstlerisch höchst wirkungsvoller arabischer Schrift läuft rundherum. Die acht Mauerflächen werden von Bogenfenstern und vier Toren unterbrochen; letztere heißen Paradies-, West-, Süd- und Davidstor.

Aus dem blendenden Sonnenlicht, das über Haram esch-Scherif zittert, tritt man in die kühle wundervolle Dämmerung der gewaltigen Tempelhalle, und das Auge muß sich erst eine Weile an das Dunkel gewöhnen, ehe es die überwältigende Pracht des Innern aufzufassen vermag. In der Mitte des von den acht Mauern begrenzten Raumes erhebt sich, nur zwei Meter über dem Marmormosaik des Fußbodens, die achtzehn Meter lange und dreizehn Meter breite heilige Felsplatte; ein buntfarbiges Holzgitter faßt sie ein. Zwischen Außenmauern und Fels stehen in zwei konzentrischen Kreisen verschiedenfarbige Porphyr-, Marmor- und Granitsäulen. Die vierundzwanzig Säulen des äußeren Kreises sind ungleich hoch, ihre Sockel und Kapitelle daher von verschiedener Größe; ein Architrav mit schön geschwungenen Gewölbebogen verbindet sie. Die Säulen des innern Kreises tragen die ganze Last des zylinderförmigen Oberbaus der Moschee. Seine Innenwand ist mit byzantinischer Mosaik aus dem 6. bis 15. Jahrhundert und mit Koransprüchen in Goldschrift bedeckt. Die Fenster zeigen Glas-

mosaik. Die Höhlung der Kuppel strahlt von Gold und Farben, während ihre Wölbung außen mit Blei überzogen ist. Den inneren Säulenring entlang läuft ein kunstvolles schmiedeeisernes Gitter, eine Arbeit noch der Kreuzfahrer des 12. Jahrhunderts. Vier Türen darin führen zu dem heiligen Felsen Sachra, der aller Wahrscheinlichkeit nach einst den Brandopferaltar des alten jüdischen Tempels trug. Ein kleiner goldner Kiosk schützt eine Spur in dem Felsen, die von Mohammeds Fuß, nach Ansicht der Kreuzfahrer von Jesus herrühren soll. Derselbe Kiosk bewahrt Haare aus Mohammeds Bart sowie seine und Omars Fahne. Von dieser Klippe aus sprengte Mohammed auf seinem wunderbaren Streitroß El Barak zum Himmel hinan, und hier soll Gottes Thron stehen am Tage des Gerichts. Der Felsen sollte dem Propheten bei seiner Himmelfahrt folgen, löste sich aber und schwebt seitdem in der Luft, unter sich eine große Grotte bildend, in die man von Priestern mit Lichtern und Fackeln geleitet wird. Hier steht der Gebetsaltar Davids und Salomos, Abrahams und Elias'. Jeder Laut in dieser Grotte klingt hohl; man glaubt daher, daß sich hinter oder neben ihr noch andere Höhlen befinden. Untersuchungen darüber durften aber bisher nicht angestellt werden. Die Juden von Jerusalem sind überzeugt, daß die Bundeslade und die heiligen Tempelgefäße noch irgendwo unter dem Haram esch-Scherif versteckt liegen. Deshalb betreten sie diesen Raum niemals, um nicht unwissentlich auf das Allerheiligste zu treten; denn dann müßten sie sterben, ehe das Jahr zu Ende geht.

Wenn diese Steine reden könnten, wieviel Wunderbares würden sie zu erzählen haben! Vieles von dem Material der Moschee an Säulen, Sockeln, Kapitellen usw. ist nämlich antik und hat schon die Hallen der Tempel Salomos, Serubabels, Herodes' und Hadrians geschmückt. Vielleicht haben die Köpfe wilder Tiere in einem dieser uralten Kapitelle auf König Salomo herabgesehen, als er bei der ersten Tempelweihe vor dem Altar des Herrn kniete und die Hände zum Himmel streckend mit lauter Stimme rief: „Gelobt sei der Herr, der seinem Volk Israel Ruhe gegeben hat!"

Vielleicht spritzte auf jene Säulen das vom Kupferaltar herabströmende Blut der zweiundzwanzigtausend Stiere und hundertzwanzigtausend Schafe des Brand-, Speise- und Dankopfers. Diese Steinpfeiler, die jetzt die Kuppel tragen, von deren Spitze der Halbmond auf Davids Stadt herabglänzt, standen vielleicht in dem Säulengang, von dem es im Zusammenhang mit der winterlichen Tempelweihe heißt: „Und Jesus ging ab und zu in den Tempel in Salomos Säulengang.“ Ja, vielleicht waren auch manche von den Steinen, die jetzt in Omars prachtvolle Moschee eingefügt sind, Bestandteile des herodianischen Gotteshauses an jenem Tag, da einer der Jünger beim Verlassen des Tempels zu Jesus sprach: „Meister, siehe, welche Steine und welche Gebäude“, und Jesus antwortete: „Es soll kein Stein auf dem andern bleiben, der nicht niedergerissen wird.“

Als Abd el-Melik vor 1230 Jahren die Moschee baute, wurde sein Werk durch die zahlreichen Überreste des alten jüdischen und römischen Tempels sehr erleichtert. Er und seine Baumeister wußten diese Bruchstücke mit dem Neubau zu einem einheitlichen Kunstwerk zu vereinigen, das dem Fremden ein ganz anderes Gefühl des Friedens und der Ruhe gewährt, als die aufgeputzten Labyrinthe der Grabeskirche.

Unmittelbar südlich von Kubbet es-Sachra erhebt sich an der Südmauer des Tempelplatzes Mesdschid el-Aksa, d. h. die von Mekka am meisten entfernte Moschee. Sie ist auf der Stelle errichtet, wo Justinian eine prächtige Basilika zu Ehren der Mutter Gottes erbaute, und teilweise auch aus demselben Material. Dorthin führte Gott den Propheten Mohammed von Mekka her in einer einzigen Nacht. Omar verwandelte die Basilika in eine Moschee.

Ihr Inneres zerfällt in sieben Schiffe, von denen das mittelste am breitesten ist. Auch hier wieder der würdig ernste Geschmack des Mohammedaners, der allen unnützen Zierat vermeidet. Rechts vom Chor stehen zwei Säulen so dicht beieinander, daß man sich nur mit Mühe zwischen ihnen hindurchzwängen kann. Wem der Versuch gelingt, dem ist das Himmelreich gewiß! Die Säulen sind denn auch von fleißiger Benutzung blank gescheuert.

24. Die Klagemauer der Juden.

Sieben Tore verbinden den Tempelplatz mit der westlich davon gelegenen Stadt. Eines davon führt zur König-David-Straße. Wir aber biegen zwischen zwei alten Knabenschulen aus der Zeit der Kreuzfahrer und des Sultans Saladin in eine Querstraße ein, die eng und winkelig, abschüssig und steinig, stellenweise in Treppen übergehend, zwischen den elenden, schmutzigen Wohnungen der Marokkaner und anderer Afrikaner hindurchläuft bis zur Klagemauer der Juden, der Außenseite eines Teils der Tempelplatzmauer.

Dort bietet sich uns ein ergreifender Anblick. Stirn und Hände gegen die riesigen Blöcke der rauhen Mauer gestützt, stehen die Juden und Jüdinnen und weinen und klagen über die vergangene Größe ihres Volks, über den Verfall der heiligen Stadt und die Zerstörung des Tempels. Da stehen schwarzbärtige Juden in verschlissenen Schlapphüten und langen verschossenen Kaftanen und murmeln unermüdlich ihre Gebete und Klagelieder. Spanier, denen noch etwas von ihrer erbeigentümlichen Würde anhaftet, blättern in abgenutzten Gebetbüchern. Greise sitzen, der Mauer zugekehrt, auf bloßer Erde, und Frauen weinen, das Gesicht in Kopftücher gehüllt. Abend für Abend kommen sie dahin nach des Tages Last und Mühe, besonders aber an den Vorabenden der hohen Feste. Sobald sie versammelt sind, erklingt die gedämpfte Trauermusik ihrer Wechselgebete. Ein Vorsänger bittet den Ewigen um Erbarmen für Zion; „Versammle deine Kinder in Jerusalem!“ rufen die übrigen. „Möge das Königtum bald wieder nach Jerusalem zurückkehren“, betet jener; „Tröste die, die um Jerusalem trauern“, lautet die Antwort. Und der Vorbeter erinnert die Gemeinde an die Ursachen ihrer Trauer, an den niedergerissenen Tempel, die geschleiften Mauern und die verschwundene Größe des jüdischen Volkes, an seine großen Männer, seine verbrannten Kostbarkeiten, seine wankelmütigen Priester und seine Könige, die Gott den Herrn verachteten

So stehen sie nun klagend seit anderthalb Jahrtausend und netzen die Steine mit ihren Tränen, durch die mächtige Mauer vom Allerheiligsten getrennt, in dem sich ehemals die Bundeslade in ihrer Pracht erhob und der Opferaltar auf dem Felsen rauchte. Schon Benjamin von Tudela, der in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts Palästina und Persien besuchte, erwähnt in seiner Reisebeschreibung diese rührende Sitte. Aber wie sie auch bitten und rufen, vergebens harren sie einer Antwort. Möchten doch endlich die Klagelaute verstummen und die Tränenströme versiegen!

25. Via dolorosa.

Von allen ehrwürdigen Stätten Jerusalems macht keine einen tieferen Eindruck als die Via dolorosa, die Straße der Schmerzen. Mögen immerhin neunzehn Jahrhunderte undurchdringliche Schleier über die topographischen Verhältnisse der heiligen Stadt geworfen und neue Geschlechter den Weg, den der Menschensohn bis zum Fuß des Kreuzes wanderte, an neue Plätze verlegt haben. Hat doch selbst die Stadtmauer ihre Lage verändert; die jetzige ist kaum 380 Jahre alt und hat wenig oder nichts mit ihren Vorgängerinnen gemein. Nichts ist mit Sicherheit nachweisbar. Man kennt weder die Lage des Praetoriums, der Residenz des Landpflegers Pontius Pilatus, noch die des wirklichen Golgatha, wo das Kreuz errichtet wurde. Die Straße der Schmerzen, die beide Stätten verbindet, schwebt daher noch mehr im Ungewissen. Die jetzigen Hüter der heiligen Erinnerungen haben aber bestimmte Plätze und Straßen als die wahrscheinlichsten angenommen, und so muß dem Pilger genügen, ihnen zu folgen.

Betritt man Jerusalem durch das Stephanustor und geht nach Westsüdwesten die Sitti Marjam-Straße hinunter, so kommt man bald an eine zur Linken gelegene, ziemlich große Kaserne. Die bisher offene Straße geht hier in einen Bogengang über, an dessen einer Mündung ein altes, abgestumpftes Minarett Schildwache steht. Sein Grund besteht aus mächtigen Quadern, die noch von der Antoniaburg herrühren sollen, die Herodes auf alten Befestigungen

errichten ließ; ihren Platz nimmt, wenigstens teilweise, die erwähnte Kaserne ein.

Rechts, gerade gegenüber, steht eine den Franziskanern gehörige Kapelle. Sie wurde 1838 zur Erinnerung an Jesu Geißelung errichtet. Die Mönche zeigen unter dem Altar die Säule, an die Jesus gebunden gewesen sein soll.

Hier hat man kürzlich Teile eines alten römischen Steinpflasters ausgegraben, dessen Kalksteinplatten einen Meter lang und einen Fuß dick sind. Deshalb glaubt man, dies sei der Platz, von dem Johannes sagt: „Da Pilatus das Wort hörte, führte er Jesum heraus und setzte sich auf den Richtstuhl an der Stätte, die da heißt Hochpflaster, auf hebräisch aber Gabbatha."

Hier ist die erste Station: „Jesus wird zum Tode verurteilt", und hier beginnt die Via dolorosa. Hier ist der Schauplatz des größten Dramas der Weltgeschichte, denn kein anderes Ereignis hat tiefer in die Entwicklung der Menschheit eingegriffen. Von dieser Stelle aus trat Christus die schwerste Wanderung an, die je ein Sterblicher ging, und zwei Jahrtausende lang sind zahllose Pilger seinen Spuren gefolgt.

Jetzt aber liegt die Via dolorosa in glühender Augustsonne öde und leer. Die Christenheit führt Krieg. Die Völker, deren Glaubensbekenntnis sich nach dem Erlöser nennt, kennen nur das eine Ziel gegenseitiger Vernichtung.

Hier also erhoben sich der große Rat, die Oberpriester, die Schriftgelehrten und die Ältesten des Volks, banden den Angeklagten, führten ihn nach dem Palast des Landpflegers und übergaben ihn dem Pontius Pilatus. Und von hier stürzte Judas fort, als er einsah, daß er unschuldig Blut verraten hatte, warf die Silberlinge in den Tempel und erhängte sich.

Die Juden betraten nicht selbst den Palast des Landpflegers, um sich nicht zu verunreinigen. Deshalb kam der Römer heraus und fragte sie, welche Klage sie gegen den Mann aus Nazareth zu führen hätten. „Wäre dieser nicht ein Übeltäter, so hätten wir ihn dir nicht übergeben", war die freche Antwort. Pilatus

erwiderte: „Nehmt ihn und richtet ihn nach euerm Gesetz!“ Sie aber entgegneten: „Uns ist es nicht erlaubt, einen zu töten. Dieser verführt das Volk, verbietet dem Kaiser Steuer zu zahlen und behauptet, selber Christus, ein König, zu sein.“

Pilatus kehrte wieder in den Palast zurück und fragte Jesum: „Bist du der Judenkönig?“ Und Jesus antwortete: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Wiederum fragte Pilatus: „Also bist du doch ein König?“ Und er erhielt die Antwort: „Du sagst es, ich bin ein König. Dazu bin ich geboren, und dazu bin ich in die Welt gekommen, daß ich für die Wahrheit zeugen soll. Jeder, der von der Wahrheit ist, hört meine Stimme.“ — „Was ist Wahrheit?“ meinte Pilatus achselzuckend. Den Juden draußen aber erklärte er: „Ich finde keinen Fehl an ihm.“

Da er nun hörte, daß Jesus aus Galiläa stamme, schickte er ihn zu Herodes, dem diese Provinz unterstand. Herodes freute sich, den vielbesprochenen Mann aus Nazareth zu sehen und Zeuge seiner Wunder zu sein. Aber der Angeklagte bewahrte auch ihm gegenüber undurchdringliches Schweigen, und Herodes und seine Hofleute stimmten ein in die johlenden Verhöhnungen des jüdischen Pöbels. Zum Spott ließ er ihm eine Art Königsgewand anlegen und schickte ihn so zum Landpfleger zurück. Zwischen Pilatus und Herodes hatte früher Feindschaft bestanden; von diesem Tage an wurden sie Freunde.

Der römische Prokurator zweifelte nicht, daß er einen Unschuldigen vor sich hatte, dessen Einfluß auf das Volk die Furcht und den Haß der Oberpriester erregt hatte. Deshalb wollte er ihn retten, und da die Juden zum bevorstehenden Osterfest das Recht hatten, einen Gefangenen freizubitten, wandte er sich an das versammelte Volk mit der Frage, ob es den gleichfalls gefangenen Raubmörder Barrabas haben wolle oder Jesum, den König der Juden. Die Priester und Ältesten aber hatten das Volk beredet, und der irregeführte Haufe schrie: „Räume diesen aus dem Weg und gib uns Barrabas los!“ Und als nun Pilatus fragte, was er denn mit dem König der Juden tun solle, brüllten sie alle: „Kreuzige, kreuzige ihn!“

Täglich war er unter ihnen gewandelt, hatte ihre Wunden geheilt, ihre Schmerzen gelindert, ihre Tränen getrocknet, keinem von ihnen hatte er ein Haar auf dem Haupt gekrümmt. Aber die Psychologie der Masse feierte hier einen großen, weltgeschichtlichen Triumph, und vor der unberechenbaren Leidenschaft des losgelassenen Pöbels gab der Römer, dem ein Judenleben ganz gleichgültig war, nach und ließ Jesum geißeln. Die Soldaten stießen ihn in die Vorhalle des Palastes hinein, rissen ihm die Kleider vom Leibe, warfen ihm einen roten Mantel über die Schultern, steckten ihm ein Rohr in die rechte Hand und drückten ihm eine aus Dornen geflochtene Krone aufs Haupt. Dann fielen sie unter rohem Gelächter vor ihm auf die Knie, verspotteten ihn und schlugen ihn auf Wangen und Haupt, so daß von den Spitzen der Dornenkrone das Blut in langen Tropfen ihm über Augenbrauen und Hals herabrann.

Abermals trat Pilatus hinaus vor das Volk und versicherte, er finde kein Vergehen an dem Manne aus Galiläa. Dann ließ er Jesum in der Dornenkrone und dem purpurnen Mantel herausführen, und auf ihn zeigend rief er: „Ecce homo!" Aber dieser Anblick, der Steine hätte erweichen können, weckte keine andere Antwort als die haßerfüllten Rufe: „Kreuzige, kreuzige ihn!" Pilatus entgegnete: „Nehmt ihn und kreuziget ihn. Denn ich finde keinen Fehl an ihm." Die Juden aber antworteten: „Nach unserm Gesetz muß er sterben, denn er hat sich selber zu Gottes Sohn gemacht."

Noch immer schwankte Pilatus. Die Juden aber riefen nur immer lauter: „Gibst du den los, dann bist du nicht des Kaisers Freund. Jeder, der sich zum König macht, widersetzt sich dem Kaiser."

Da erschrak Pilatus, und da er einsah, daß er nichts gegen die zügellose Masse ausrichten konnte, hielt er es für das klügste, den obersten Priestern und dem Pöbel ihren Willen zu tun. Um aber vor Gegenwart und Nachwelt die Verantwortung für diesen Mord von sich abzuwälzen, wusch er angesichts des ganzen Volks seine Hände und rief: „Ich bin unschuldig an dem Blut des

gerechten Mannes.“ Aus tausend Kehlen schrie es ihm entgegen: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“

Da begnadigte der römische Statthalter den Barrabas und übergab Jesum den Juden zum Tode am Kreuz.

Siebenunddreißig Jahre später erwuchs um die unglückliche Stadt herum ein Wald von Kreuzen, erklangen rasende Schmerzensschreie und Todesröcheln von zahllosen jüdischen Gefangenen, die den Martern der römischen Kriegsknechte erlagen, und der Engel der Rache rief: „Sein Blut komme über euch und eure Kinder!“

Unterhalb der Treppe, die zur Kaserne hinaufführt, ist die zweite Station, wo nach der Überlieferung dem verurteilten Meister das Kreuz auf die Schulter gelegt wurde. Etwas weiter rechts ist ein Kloster französischer Zionsschwestern. Hier steht der sogenannte Ecce homo-Bogen, wahrscheinlich der Rest eines römischen Triumphbogens. Er hatte zu beiden Seiten je einen kleineren Bogen; der südliche von ihnen ist zerstört, und seinen Platz nimmt jetzt ein mohammedanisches Hospiz für Pilger aus Indien und Zentralasien ein. Der nördliche ist in den Kirchenchor jenes Klosters eingebaut und bildet einen großartigen Hintergrund zum Altar. Die frommen Schwestern versichern, hier habe Jesus gestanden, als er von Pilatus seinen Peinigern übergeben wurde, und zum Beweis dafür zeigen sie eine Fortsetzung des schon erwähnten römischen Pflasters. Auf diesen Steinplatten sind Vierecke eingekratzt; sie rühren angeblich von den Soldaten her, die den verurteilten König der Juden bewachten und sich die Langeweile des Dienstes mit Würfelspiel vertrieben.

Etwas weiter westlich mündet die Via dolorosa in die Straße, die vom Damaskustor herkommt. Hier steht rechterhand das Heim der österreichischen Pilger. Muntere Militärmusik klang aus seinem Hof herüber, zur Erheiterung der dort liegenden Kranken und Genesenden.

Links ist das Kloster der unierten Armenier. Dort biegen wir um die Ecke und gehen ein kurzes Stück nach Südosten. Hier ist die dritte Station, wo Jesus unter der Last des Kreuzes

zusammenbrach. Ein in die Straße vorspringendes Haus heißt „das Haus des reichen Mannes“, und nahe dabei steht die Hütte des Lazarus. Hier ist links die vierte Station, wo Jesus seiner Mutter begegnete. Einige Schritte weiter biegen wir rechts ein und gehen westwärts die Tarik es-Serail-Straße hinauf. Eine Inschrift an der Ecke bezeichnet die fünfte Station, wo Simon aus Kyrene dem zusammenbrechenden Märtyrer das Kreuz abnahm. Das Straßenbild mit den Strebepfeilern und Bogen ist überaus wirkungsvoll. Eine Hausecke links zeigt einen kleinen Eindruck; er soll nach der Überzeugung der Frommen von der Hand Jesu herrühren.

Nun steigt die Straße an, und bald stehen wir vor dem Haus der Veronika, die dem vorüberwankenden Heiland das Schweißtuch reichte, eine schöne Legende, von der die Evangelien aber nichts berichten. Das Haus ist übrigens durchaus modern, nur seine Grundmauern stammen aus der Kreuzfahrerzeit.

Nun geht es unter Gewölbebogen auf Treppenstufen aufwärts. Wo die Straße Khan es-Seit unsern Weg schneidet, ist die siebente Station, die Porta judiciaria, das Tor der Gerechtigkeit, wo Jesus aus der Stadt hinausgeführt wurde und abermals unter der Last des Kreuzes zusammenbrach.

Weiter treppauf erreichen wir bald das Preußische Johanniterhospital mit seinem charakteristischen Ordenskreuz und nahe dabei das griechische Kloster St. Karalombos. Ein schwarzes Kreuz in seiner Mauer bezeichnet die achte Station, wo Jesus zu den Töchtern Jerusalems sprach.

Hier schließt der äußere Teil der Via dolorosa, die nun unter den Häusern verschwindet, um in der Kirche des Heiligen Grabes wieder aufzutauchen. Ihrer letzten Stationen habe ich schon in einem früheren Kapitel gedacht.

26. Die Heuschreckenplage.

Die großen Kriege kommen nie allein; Pest und Hungersnot sind ihre Begleiter, fehlgeschlagene Ernten, Teuerung und vieles andere Elend.

Schon in der Schilderung meiner Reise nach Bagdad erzählte ich mancherlei von den Heuschrecken an den Ufern des Euphrat und Tigris. Sie gehören dort zu den alltäglichen Erscheinungen. Die Araber reißen ihnen Flügel und Beine aus, braten die Leiber über dem Feuer und essen sie, ganz wie Johannes der Täufer, der das Gericht mit wildem Honig versüßte. In solchen Mengen, daß sie die Saat vernichten, treten sie nur zu gewissen Zeiten auf, wenn sie sich in überwältigender Masse vermehrt haben. Gegen ihre Verwüstungen haben die Eingeborenen Beschwörungsformeln und Amulette, und der Heuschreck lebt in zahlreichen arabischen Sprichwörtern.

Wer die Berichte des Alten Testaments über die Heuschreckenplage liest, ist leicht geneigt, sie für übertrieben zu halten. Was sich aber im Jahre 1915 in Syrien und Palästina ereignete, bestätigt die Wahrheit dieser Schilderungen bis in alle Einzelheiten. Die heutige Generation wird wohl niemals wieder Ähnliches erleben. Denn diese Heimsuchung scheint nur alle 40 oder 50 Jahre wiederzukehren; von einigen kleineren, örtlich begrenzten Verwüstungen abgesehen, hat die vorletzte im Jahre 1865 stattgefunden.

Ende Februar 1915 kehrte Lars Larsson, eines der schwedischen Mitglieder der amerikanischen Kolonie Jerusalems, von einer Reise in das Wüstengebirge von Judäa zurück und berichtete, er habe Heuschreckenschwärme gesehen, die die Sonne verfinsterten! Bevor sie sichtbar wurden, hatte er ein lärmendes Brausen herannahen hören. Ähnliche Mitteilungen liefen auch von anderer Seite ein und erfüllten die Bewohner Jerusalems mit Unruhe.

Eines Tages im März nahm tatsächlich das Sonnenlicht ab und verschwand zeitweise ganz: schwarze Wolken von Heuschrecken waren bis zur heiligen Stadt gelangt! Hinter ihnen drein kamen die Störche zu Zehntausenden und lebten herrlich und in Freuden. Der Storch ist der schlimmste Feind der Heuschrecken; deshalb nennen ihn die Araber Abu saad, d. h. Glücksvater.

Die Heuschrecken kamen von Nordosten und flogen in Wolken nach Südwesten weiter. Die Wanderlust ist ihnen angeboren und

bisher unerklärbar. Nahrungsmangel scheint nicht die Triebfeder ihrer Raubzüge zu sein. Ihr wissenschaftlicher Name ist Schistocera peregrina und Acridium peregrinum; beide Namen erinnern an ihre Wanderlust. Sie gehören Asien ebenso an wie Afrika und Amerika.

Mehrere Tage flogen sie über Jerusalem und suchten grüne, fruchtbare Plätze. Da starker Südwind herrschte, gingen sie nieder und warteten, bis es wieder ruhig geworden war. Dann setzten sie ihre Fahrt in derselben Richtung nach einem unbekannten Ziel fort. Wohin sie aber kamen, sah es aus, als hätte ein Feuerbrand das Land verwüstet. Die eben noch schattigen Bäume standen entlaubt und kahl da wie mitten im Winter. Und doch war der Schaden, den die Insekten anrichteten, unbedeutend gegen den, den später ihre Nachkommenschaft vollbrachte. In manchen Gegenden rüstete sich auf Befehl der Obrigkeit das Volk zu verzweifeltem, aber vergeblichem Widerstand. In Bethlehem und den umliegenden Dörfern mußte jeder Mann ein bestimmtes Gewicht Heuschrecken umbringen. Tonnenweise jagte man sie in alte Zisternen und Gruben und deckte sie mit Erde zu. An der Mittelmeerküste machten sie halt. Milliarden aber flogen zu weit, landeten im Meer und wurden später von der Brandung wieder ans Land geworfen und zu Wällen aufgestapelt, die in der Sonne trockneten und in türkischen Bädern als Brennmaterial dienten.

Um an der Osterfeier der Samariter teilzunehmen, reisten damals Larsson, der schwedische Amerikaner Lars Lind und der Amerikaner John D. Whiting durch die Täler zwischen Bethel und dem Garizim. Dort gerieten sie in unübersehbare Scharen Heuschrecken, die niedergingen und den Boden bedeckten, um ihre Eier zu legen. Bei jedem Schritt, den die Wanderer taten, knisterte und knackte es von Flügeln und Beinen, die ihre Sohlen zertraten. Als sie fünf Tage später denselben Weg zurückkamen, war keine Spur mehr von den Heuschrecken zu sehen. Die Weibchen hatten ihre Eier in die Erde gegraben — auf jedes Individuum kommen etwa hundert! — und waren dann weiter-

geflogen; man weiß nicht wohin, sicherlich aber, um bald zu sterben. In einer Tiefe von wenigen Zentimetern war die ganze Erde mit Eiern besät, und die Saat reifte in der Erde. Am 19. April erließen die türkischen Behörden eine Bekanntmachung, die allen Männern von sechzehn bis sechzig Jahren befahl, fünf Kilogramm Heuschreckeneier zu sammeln — ein Tropfen auf einen heißen Stein, denn jeder Quadratmeter barg etwa 75000 Eier!

Während sich die Kinder des Landes, ihnen voran die amerikanischen Kolonisten und die unter ihnen wohnenden Dalekarlier, noch bemühten, die Eier auszurotten, kam schon die Nachricht, daß Saron und die Hügel und Berge im Westen von schwarzen Larven zu wimmeln begännen. Sie waren nicht größer als Ameisen, wuchsen aber riesig schnell, häuteten sich und setzten sich in Bewegung. Sie legten höchstens zweihundert Meter am Tage zurück und vernichteten auf ihrem Wege jede Vegetation. Diesmal ging der Zug nach Nordosten, genau so sicher und unwiderstehlich wie früher nach Südwesten.

Eines Tags überschwemmten sie die deutsche Kolonie bei Jerusalem und die Gegend südöstlich der Stadt. Die sonst glänzenden Wasserwege wurden schwarz. Pferde, Wagen und Fußgänger töteten zahllose Mengen des gierigen Ungeziefers, und den Straßenstaub durchsetzte eine schwarze, stinkende Schmiere. Die Eisenbahnzüge konnten die Steigungen nicht mehr überwinden, da die Schienen wie mit Öl eingeschmiert waren. Im Larvenstadium hüpfte das kribbelnde Gewürm in kleinen, kurzen Sätzen, der ganze Erdboden schien in Bewegung zu sein und in Wogen zu gehen, ein Anblick, der ein Gefühl wie von Seekrankheit erregte.

Zu Billionen kamen sie von den Ebenen Sarons nach den Bergen von Judäa und nach Jerusalem und strömten in unübersehbaren Heerscharen von der Landstraße am amerikanischen Konsulat vorüber nach dem Jaffa-Tor. Der lebhafte Verkehr von Fußgängern, Reitern, Karawanen und Wagen, der hier ständig herrscht, schreckte die Insekten nicht ab, sie folgten demselben geheimnisvollen Naturtriebe wie die Lemminge auf ihren Wander-

zügen. Als sich ihnen die Mauer Suleimans entgegenstellte und sie den Fuß von Davids Turm erreicht hatten, kletterten sie auf die Zinnen hinauf! Doch muß ihnen wohl ihr Instinkt gesagt haben, daß in den Straßen der Stadt nichts ihren Hunger stillen könne, sie zogen daher um die Stadt herum und auf der andern Seite ebenso unbeirrt weiter nach Nordosten. Es war, wie Salomo in seinen Sprüchen sagt: „Heuschrecken haben keinen König; dennoch ziehen sie aus ganz in Haufen."

Jerusalem lag nun wie eine Insel im kribbelnden Meer von Heuschrecken. Die ganze Erde war überschwemmt von Dan bis Beerseba, von der ägyptischen Grenze bis zum Taurus. Am 28. Mai, als die Larven in das Puppenstadium übergegangen waren, erreichten sie den Garten Gethsemane, dessen Grün sie in weniger als einem Tag vernichteten.

Keine Spur von Vegetation ließen sie übrig. Gärten, Haine und Weingärten wurden kahlgefressen; die Ranken lagen auf dem Boden wie tote Schlangen. Auf jedem Feigenblatt schwelgte ein Dutzend Heuschrecken, und ehe die Sonne unterging, war der Baum geplündert bis auf die Rinde, die Äste und die feinen Zweige. Zuerst kamen die Feigenbäume und Weinpflanzungen an die Reihe, dann folgten Tomaten-, Orange- und Gemüsegärten, Durraäcker und meilenweite Melonenfelder. Das Ungeziefer fraß alles, ganz wenige Gewächse ausgenommen, die ihm nicht schmeckten. Die Läden der Obstbasare und die Marktstände standen leer.

Die Brut der Heuschrecken kletterte die Mauern empor und über die Dächer in Höfe und Häuser hinein, so daß die Bewohner flüchten mußten. Eßbare Vorräte barg man hinter Schloß und Riegel. Auch die Häuser der amerikanischen Kolonie waren der Plage ausgesetzt; man konnte sich in den Zimmern nicht bewegen, ohne Heuschrecken an den Hals und unters Hemd zu bekommen. Ein Mädchen, das kurze Zeit draußen gewesen war, brachte 110 Heuschrecken in seinen Röcken mit heim!

Mit Tüchern und Flaggen, gellende Rufe ausstoßend, jagten die Kolonisten die Plagegeister in Gräben, die hastig zugeschüttet

wurden und sich in wenigen Stunden in eine verwesende Masse verwandelten. Von Brettern und Platten kehrte man sie in Säcke hinein, die immer wieder geleert und gewechselt werden mußten. Ein alter Fellach aber, der dabeistand und zusah, meinte, es sei vergebliche Mühe, das „Heer Allahs“ zu bekämpfen.

Die Gefräßigkeit dieser Tiere ist unersättlich. In Ermangelung anderer Nahrung fressen sie sich gegenseitig auf. Ein Opfer wird ausersehen, die Beine werden ihm abgenagt, und der hungrige Schwarm fällt über den Hilflosen her. Ebenso sind Ameisen und andere Insekten ihre Beute; sie stürmen die Bienenkörbe und fressen sich an Bienen und Honig zuschanden. Am Tigris schon sah ich sie haufenweise liegen, nachdem sie sich an toten Kamelen und Pferden übernommen hatten. In Jerusalem erzählte man sogar von einem kleinen Kinde, dem die Heuschrecken die Augen ausgefressen hatten!

Anfang Juni begann ein neues Stadium in der Kette der Verwandlungen. Die Puppen häuteten sich, sie drängten und arbeiteten sich aus ihrem alten Kleid heraus. Auf dem Stroh oder dem Zeug, auf dem das Insekt gesessen, bleibt die alte Haut hängen; sogar die Antennen, die Fühlhörner, werden erneuert; die abgelegten gleichen einem Paar leerer Röhren. Die Verwandlung geschieht in sechs, höchstens zehn Minuten. Larsson hat eine Folge von achtundfünfzig Bildern davon aufgenommen, die in ihrer Art einzig sein dürften. Die feuchten Flügel werden mit Hilfe der Hinterbeine gerade gebogen und geordnet, bis sie ihre richtige, tragende Form haben. Das neue Insekt ist doppelt so groß wie das alte: im Lauf weniger Minuten hat es unerhört zugenommen! Nach Meinung der Kolonisten beruht das darauf, daß die Puppen stärker zusammengepreßt, die neue Gestalt dünner und gebrechlicher ist. Die zarten hellen Farben gehen bei beiden Geschlechtern nach ein paar Tagen in Rot über, im Gegensatz zu den zuerst anstürmenden Schwärmen, bei denen die Männchen hellgelb und die Weibchen braun waren. Müde von der Anstrengung des Kostümwechsels, sitzt das neue Geschöpf einige Zeit

still und kräftigt sich an der Sonne. Dann fliegt es versuchsweise tief über die Erde hin, um seine Flugmaschine zu erproben. Schließlich wagt es sich auf einen Baum hinauf, wo es ein paar Tage sitzen bleibt.

Dann erklingt das geheimnisvolle Signal zur Wanderung. Wie auf ein gegebenes Zeichen fliegt alles empor. Anfang Juni füllte sich die Luft wie bei einem Schneefall mit großen Flocken. Starker Südwestwind wehte, die Fahrt ging ja nach Nordosten. Was an Bäumen und Pflanzen im Wege stand, wurde schonungslos verwüstet. Die Blüte der Olivenbäume hatte dieses Jahr eine ungewöhnlich reiche Ernte versprochen; sie blieb völlig aus. Olivenöl, das den Armen Fleisch und Butter ersetzt, war für kein Geld aufzutreiben. Die Lampen in den Häusern der Christen, Juden und Mohammedaner erloschen, und vor den Heiligenbildern der Kirchen herrschte ein ebenso unfreundliches wie ungewöhnliches Dunkel. Als dann die Heuschrecken ihrer Wege zogen, war es wie zur Zeit des Propheten Joel: „Das Land war vor ihnen wie ein Lustgarten und nach ihnen wie eine wüste Einöde."

Als Dschemal Pascha Larssons Bilder sah, schickte er mehrere Abzüge davon nach Konstantinopel. Im Skioptikon wurden sie dem Parlament vorgeführt, und dieses bewilligte sogleich die Summe, die der kluge Pascha zur Linderung der schlimmsten Not brauchte. Auf diese Weise war es meinen Landsleuten, den in Jerusalem wohnenden Dalekarliern vergönnt, durch ihr Interesse für ein seltsames Naturphänomen auch in dieser Zeit der Not nützliche Arbeiter im Weinberg des Herrn zu sein.

27. Bethlehem.

Die Straße von Jerusalem nach Bethlehem ist vortrefflich und führt durch schöne Gefilde des Berglandes von Judäa. Erst geht es nach dem fruchtbaren Tal von Hinnom auf der Grenze zwischen Benjamin und Juda hinab, das sich weiterhin östlich mit dem Kidrontal vereint und unter dem Namen Wadi en-Nar sich bis zum Ufer des Toten Meeres hinzieht. Wir kommen an dem


Phot. Larsson

Bethlehem.



Phot. Larsen.

Krippenkapelle in Bethlehem.



Phot.: Larsen.

Jaffa.

unteren Gihonteich vorüber, wo der Priester Sadok und der Prophet Nathan Salomo zum König salbten. Links von der Straße zeigte mir mein Landsmann Larsson den Baum, an dem sich der frommen Tradition zufolge der Verräter Judas erhängte. Rechts liegen die gepflegten Gärten und Landhäuser der deutschen Tempelkolonie, sowie auch der Bahnhof, der allen Pilgern bekannt ist, die von Jaffa herkommen.

Während wir an wogenden Durrafeldern am Anfang des Tals vorüberfahren, das sich allmählich nach der Ebene von Saron hinabsenkt, erinnert mich mein bibelkundiger Reisekamerad an Ereignisse der Vergangenheit, die mit all diesen Plätzen verknüpft sind. Aber auch die Gegenwart heischt unsere Aufmerksamkeit. Hier trippeln kleine Eselkarawanen mit Gurken, Früchten und Gemüse belastet nach den Basaren der heiligen Stadt. Dort kommt eine bunte Gesellschaft reisender Beduinen aus der Tiefe der Wüste, um in Jerusalem Handel zu treiben; ihre dunkelblau gekleideten Frauen, denen unförmiger Schmuck über Gesicht und Nase herabhängt, thronen stolz auf hohen Dromedaren, deren Schatten bläulich auf den weißen Staub der Straße fallen. Andere Kamele ziehen, mit Holzkloben schwer beladen, langsam und nachdenklich ihre Straße, als ob sie die Schritte bis zu Davids Stadt zählten. Die Olivenbäume rechts und links sind oft hellgrau von dem aufgewirbelten Staub. Einen Augenblick halten wir an einer Zisterne, deren Quadern nach der Meinung meines Landsmanns aus den Teichen und Wasserwerken Salomos südwestlich von Jerusalem herrühren; „Brunnen der weisen Männer" wird sie genannt. Als die Weisen aus dem Morgenlande dieses Weges zogen, um auf Befehl des Herodes den neugeborenen König der Juden zu suchen, verloren sie den Leitstern aus den Augen und sollen unschlüssig an diesem Brunnen haltgemacht haben, um ihre Kamele zu tränken. Da leuchtete ihnen das Spiegelbild des Sterns aus dem Wasser entgegen, sie waren also auf dem rechten Wege.

Linkerhand, in der Nähe des griechischen Klosters Mar Elias, ist ein anderer Brunnen, aus dem die heilige Familie auf der

Reise nach Jerusalem getrunken haben soll. In einer Felsennische gegenüber ruhte der Prophet Elias, bevor er in die Wüste Sinai floh; ein in den Kalkstein gehauenes Kreuz erinnert an ihn. Von hier aus sieht man schon die Stadt Bethlehem auf flachen Geländewellen liegen.

Im Südosten erhebt sich der Frankenberg, wo die Kreuzfahrer den letzten hartnäckigen Widerstand gegen den Islam leisteten. Dort ist auch das Herodium, das Grab Herodes des Großen, der dreiunddreißig Jahre die ihm von den Römern übertragene Königswürde innehatte. Von geringer Herkunft zum König der Juden emporgestiegen, war er ein grausamer Barbar, ein Sklave seiner Leidenschaften und fühlte sich über Recht und Unrecht erhaben. Trotz tausendfacher Gefahren, die ihn stets umgaben, erreichte er ein hohes Alter. Sein Sohn und Nachfolger Archelaus bereitete ihm ein pomphaftes Begräbnis. Alle Reichskleinodien wurden herbeigeschafft, um dessen Glanz zu erhöhen. Mit Purpur bedeckt, lag der Tote auf goldener, juwelengeschmückter Bahre, auf der Stirn ein Diadem, auf dem Scheitel eine goldene Krone, in der rechten Hand das Zepter. Alle römischen Truppen im Lande, in Kampfstellung aufgereiht, beteiligten sich an dem Zuge.

Bei Tantur, wo der römisch-katholische Malteserorden ein Hospital und eine Kapelle hat, liegt links von der Straße ein Erbsenfeld. Die Sage erzählt, der Menschensohn sei einmal frühmorgens einsam hier vorübergewandert. Auf dem Felde war ein Bauer mit der Saat beschäftigt. Verdüsterten Sinnes, voll böser Gedanken gegen seine Nachbarn, bemerkte er nicht den Strahlenkranz um den Kopf des Meisters und nicht die Menschenliebe, die aus seinen Augen blickte. Auf die milde Frage: „Was tust du?“ antwortete er, ohne aufzusehen, unwirsch und grob: „Ich säe kleine Steine.“ Als die Saat dann zur Ernte reifte, enthielten die Schoten nur Erbsen aus Stein. Zur Erinnerung daran verkaufen jetzt halbnackte Kinder den Pilgern kleine runde Steine.

Nun breitet sich Bethlehem vor uns aus, die Stadt, die keineswegs die geringste war unter Judas Fürsten und eine der teuersten

Erinnerungen der Christenheit in sich schließt, eine Erinnerung, die alle Weihnachtsglocken läuten macht und gefeiert wird, wo Tannen sich unter dem Schnee beugen, und wo warme Winde um Palmen wehen. „Denn siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr in der Stadt Davids.“

Bethlehem, der „Ort des Brotes“, das Bet Lahm der Araber, hatte kurz vor dem Krieg 11000 Einwohner, fast lauter Christen, die meisten griechisch-katholisch. Der erste Eindruck ist unerfreulich. An seiner Außengrenze leuchten hier und da weiße und bunte Landhäuser von syrischen und arabischen Kaufleuten, die in Südamerika schwerreich geworden und zurückgekehrt sind, um das arme Bethlehem mit geschmacklosen Palästen zu umgeben, deren äußere Pracht nur die Unsauberkeit im Innern verdeckt.

Wir biegen in eine enge Straße ein. Eine Mauer umschließt den Hof mit dem Brunnen Davids. Hier holten die drei Helden, von denen das 2. Buch Samuel erzählt, das Wasser für David, als er auf der Ebene Rephaim gegen die Philister kämpfte.

Christi Geburtskirche am Ostrand der Stadt ist uralt und hat merkwürdig gut den Einwirkungen der Zeit widerstanden. Die Kirche soll auf dem Platz stehen, wo Jesus geboren wurde; diese Überlieferung reicht so weit zurück, daß man keinen Grund hat, an ihrer Zuverlässigkeit zu zweifeln. Schon im Jahre 330 errichtete Konstantin hier seine Basilika, die wahrscheinlich von Justinianus umgebaut wurde. Später ist an Grundriß und Architektur nichts mehr verändert worden, das bezeugen die Schilderungen, die Pilger verschiedener Jahrhunderte hinterlassen haben.

Der einfache, einheitliche Stil im Innern mit seiner majestätischen Wucht macht einen ergreifenden Eindruck. Zwei schmälere Seitenschiffe sind von dem gewaltigen Hauptschiff durch vier Reihen Säulen aus roten Kalksteinmonolithen mit korinthischen Kapitelen getrennt. Die Kirche ist nicht gewölbt, sondern flach gedeckt, und die dicken Balken des Dachstuhls liegen bloß. Gemälde aus der heiligen Geschichte schmücken die Wände des mächtigen Chors, und

8*

das Strahlengold des Ikonostas verrät, daß sich hier griechische Priester und Mönche mit Lateinern und Armeniern in die Herrschaft teilen. Den würdigen Vätern fällt es hier ebenso schwer, sich zu vertragen, wie am Grabe Christi. Als die Lateiner einmal in dem ihnen zugewiesenen Raum einen Teppich legten, schnitten die Griechen eine Ecke davon ab, die auf ihr Gebiet hinüberreichte! Das Eigentumsrecht an einem Fenster war bestritten, und dreißig Jahre lang spannen die Spinnen ihre Netze, weil jeder dem andern sogar das Reinemachen verwehrte! Erst Enver Paschas Anwesenheit vor kurzer Zeit führte dazu, daß sich die Priesterschaft wenigstens über die Frage des Fensterputzens einigte! Von Konstantinopel erhielten die Armenier die Erlaubnis, an ihrer Decke noch eine Lampe aufzuhängen; die Griechen betrachteten das als einen Eingriff in ihre Rechte und nahmen die Lampe fort. Die leere Kette hängt immer noch da.

Eine feierliche Stille herrschte in dem gewaltigen Gotteshaus. Kein Pilgerschritt ertönte auf den abgenutzten Steinfliesen; außer wenigen Mönchen waren wir die einzigen Besucher.

Vom Chor führen zwei halbkreisförmige Treppen hinunter in die kühle Dämmerung der Krippenkapelle. Hier und da flackert ein Lampenlicht. Bald stehen wir vor dem goldenen Stern auf dem Boden der Krypta mit der heiligen Umschrift: „Hic de Virgine Maria Jesus Christus natus est." Der Stern, der vor 2000 Jahren die Weisen aus dem Morgenland leitete, stand gerade über dieser Stelle, über der nun ein Strauß von Lampen schwebt, die den verschiedenen Sekten angehören. Die Krippe, die gezeigt wird, ist aus Marmor, darüber hängen wieder fünf Lampen, und hinter diesen ein kleines Gemälde, das Christi Geburt darstellt. Ein Altar ist den drei Königen aus dem Morgenland geweiht. Hier wurde am Weihnachtstag des Jahres 1101 Balduin zum König gekrönt, und hier drängten sich in Friedenszeiten, besonders an den Weihnachtstagen, zahllose Pilger. Dann kann man sich kaum einen Weg durch das vom Dunst und Qualm der Wachslichte und Dochte erfüllte Dunkel bahnen. Schon zu

Konstantins Zeit prunkte dieser heilige Raum in Reichtum und Pracht; auch jetzt ist er das Gegenteil der Armut, die aus den Worten spricht: „Und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge."

In unmittelbarem Zusammenhang mit der Basilika stehen das Kloster der Franziskaner und die Kirche der heiligen Katharina, von der eine Treppe zu einer Fortsetzung der eben geschilderten Krypta hinabführt. Hier ist die Kapelle der Unschuldigen, wo auf Herodes' Befehl die Knaben getötet und in einen Brunnen geworfen wurden, der ebenfalls gezeigt wird. Beim Schein eines Lichtes gelangten wir zum Grab des Eusebius von Cremona und dann zu einer in den Felsen gehauenen Kapelle, wo der heilige Hieronymus begraben ist. Seine Schülerin Paula und ihre Tochter Eustachia sind gleichfalls hier beigesetzt. In einer größeren Krypta weiter innen soll Hieronymus die Vulgata übersetzt haben. In einer andern Krypta erhielt Joseph im Traum die Warnung des Engels: „Stehe auf und nimm das Kindlein und seine Mutter zu dir und fliehe nach Ägyptenland."

Wieder ans Tageslicht gekommen, wanderten wir im Glanz der Mittagssonne zur nahen Milchgrotte, die wunderwirkende Kraft besitzen soll. Als Maria hier einst ihrem Kinde zu trinken gab, erzählt eine alte Sage, fielen einige Tropfen Milch nieder; deshalb pilgern noch heute Mütter hierhin, um reiche Nahrung für ihre Kleinen zu erbitten; ja man sammelt Staub von Wänden und Boden der Grotte und bäckt ihn in Brot, das an die Gläubigen verkauft wird.

Noch einige Schritte weiter nach Osten ist das Feld, auf dem die Hirten während der Christnacht ihre Herden hüteten. Ist der Zufall günstig, so sieht man sie noch heute leibhaftig vor sich, gekleidet wie damals, den Stab in der Hand und umgeben von weißwolligen Schafen, genau so wie in jener ersten rührenden Geschichte, die uns Kindern die Mutter erzählte; alljährlich unterm Weihnachtsbaum wiederholt sie sich und übertrifft alle andern

Sagen durch ihre heilige Wahrheit und ihre weltumspannende Liebe. —

Davids Stadt, die da heißt Bethlehem, ist auch der Schauplatz einer kleinen entzückenden Novelle, die im Gegensatz zu den vergänglichen Erzeugnissen der Tagesliteratur immer gleich jung und anspruchslos, gleich frisch und bezaubernd bleibt. Als vor 3000 Jahren Naemi von den Bergen Moabs nach Bethlehem zurückkehrte, wurde sie von ihrer Schwiegertochter begleitet, der jungen, schönen Moabiterin Ruth, die gleich ihr Witwe war. In Bethlehem hatte eben die Getreideernte begonnen, und die arme Ruth sammelte in der Spur der Schnitter vergessene Kornähren auf dem Feld des redlichen Boas. Sie wurde seine Frau und die Stammutter Davids und verbrachte ihr Leben in dieser Stadt, in der Christus geboren werden sollte, als die Zeit erfüllet war. Von der Terrasse über Boas' Haus aber konnte sie täglich die Höhen ihrer Heimat, die Berge Moabs, in der blauen Ferne schimmern sehen.

28. Ein Ausflug nach Jaffa.

Am 9. August brachte ein Wagen mich und meinen Freund Larsson nach dem 70 Kilometer entfernten Jaffa, der Hafenstadt Jerusalems.

Jaffa, das Joppe der Griechen, das Japho des Alten Testaments, ist eine uralte Stadt, ursprünglich eine phönizische Kolonie im Lande der Philister. Als Salomo den Tempelbau vorbereitete, schrieb ihm Huram, der König von Tyrus: „Möge also nun mein Herr seinem Diener Weizen und Korn, Öl und Wein senden, wovon er gesprochen hat. Dann wollen wir Holz schlagen auf dem Libanon, soviel du brauchst, und es dann auf dem Meer nach Japho befördern, von dort aber mußt du es selber nach Jerusalem schaffen."

Vor dem Kriege brachten die Schiffe alljährlich gegen 20000 Pilger nach Jaffa, und der Handel war in beständiger Zunahme begriffen. Im Jahre 1910 wurden hier für über 45 Millionen Mark Apfelsinen verschifft. Die Einwohnerzahl beträgt etwa

50000; davon sind 30000 Mohammedaner, 10000 Christen und ebenso viele Juden. Die Stadt liegt amphitheatralisch auf einer 35 Meter hohen Klippe, einer Ausbuchtung der Küstenlinie. Einen Hafen gibt es nicht, die Fahrzeuge löschen und laden auf offener Reede vor einer Kette von Felsen und Sandbänken, die der Küstenlinie in einiger Entfernung folgt. Im Jahre 1654 wurde da, wo Simon, der Gerber, sein Haus gehabt haben soll, eine lateinische Herberge gegründet. Man zeigt den Ort noch jetzt an der Böschung in der Nähe des „Fanals", des Leuchtturms, was ja soweit zum 9. und 10. Kapitel der Apostelgeschichte stimmt, wo es heißt: „Und es geschah, daß Petrus lange Zeit zu Joppe blieb bei Simon, der ein Gerber war." — „Sende Männer gen Joppe und laß fordern Simon, mit dem Zunamen Petrus, welcher ist zur Herberge bei einem Gerber Simon, des Haus am Meere liegt." Es ist ein einfacher Steinbau von keineswegs hohem Alter in einem malerischen Wirrwarr von mehr oder weniger altertümlichen Häusern.

Auf seinem Dach aber standen zwei türkische Offiziere und suchten abwechselnd den Horizont mit einem Scherenfernrohr ab. Sie waren so eifrig bei der Sache, daß sie unsere Ankunft gar nicht merkten. Sie erwarteten offenbar die Ankunft eines Fahrzeugs.

Gleich bei unserm Eintreffen im Hotel Hardegg hatte mir ein älterer Deutscher erzählt, am frühen Morgen seien draußen auf der Reede zwei französische Torpedoboote erschienen und hätten ein Boot in See gesetzt, das durch die Felsenkette hindurch auf den Kai zufuhr. Das türkische Wachtboot sei ihm entgegengefahren und habe zwei Briefe zurückgebracht; der eine war an Dschemal Pascha, der andere an den Mutessarrif der Gegend gerichtet. Sie enthielten beide die gleiche Warnung: die Stadt solle bombardiert werden. Der Angriff gelte nur militärischen Anlagen und Fabriken sowie dem deutschen Konsulat. Sobald auf einem der zu erwartenden Kriegsschiffe die rote Flagge emporsteige, werde die Beschießung beginnen. Man solle sich ja hüten, sie vom Lande aus zu erwidern. Wenn nur ein einziger Gewehrschuß gegen „les embarcations" falle, werde ein „bombardement général"

die ganze Stadt einäschern. Der Ausdruck „embarcations" konnte nur kleinere Fahrzeuge bedeuten. Man erwartete also in Jaffa eine Truppenlandung und war in nicht geringer Sorge und Spannung.

Solche Warnungen waren in Jaffa, Haifa und andern Hafenstädten schon mehrfach eingelaufen, und man wußte, daß sie nicht zum Spaß gegeben wurden. Man hatte daher auch diesmal alle nötigen Maßnahmen getroffen. Der deutsche Konsul, Herr Schwabinger, hatte seine Papiere und Wertsachen in bombensicheren Gewölben untergebracht, und seinem Beispiel waren viele andere gefolgt. Die türkischen Kasernen waren schon geräumt und Truppen und Vorräte an sicherere Plätze verlegt. Einige Fabriken aber ließ man in Betrieb, da zu ihrer Räumung noch Zeit war, wenn erst die Rauchsäulen der Kriegsschiffe am Horizont aufstiegen. Die Basare der Stadt waren geschlossen, aber viel Volks unterwegs. Die Bevölkerung schien den kommenden Ereignissen mit Ruhe entgegenzusehen. Denen, die vor oder hinter den bedrohten Gebäuden wohnten, war am unbehaglichsten zumute; sie hatten alle Aussicht, mit Granaten zugedeckt zu werden. Mein Hotel galt als völlig sicher, weil sich das Konsulat der Vereinigten Staaten darin befand.

In grünen und blauen Tönen prächtig schimmernd, rollte die schäumende Brandung gegen die Küste und warf ihre blitzenden Schaumflocken über die schwarzen Felsblöcke, die einige hundert Meter vom Land entfernt ein natürliches Bollwerk bilden, und im Licht der untergehenden Sonne schien ein Gold- und Diamantenregen auf sie herabzurauschen. Bei starkem Westwind kann man durch diese Felsen nicht hindurchrudern, sie dienen daher als Wellenbrecher. Diesseits von ihnen ist das Wasser kristallklar, von herrlicher meergrüner Farbe und ziemlich ruhig; doch tanzten die zahlreichen Ruder- und Segelboote, die hier mit herabgelassenen Masten verankert lagen, lustig auf den Wellen.

Ich wartete mehrere Stunden am Kai, aber keine französischen Kriegsschiffe erschienen. Es zeigte sich überhaupt nichts, und das Mittelmeer schien so einsam wie ein innerasiatischer See, den niemals Boote befahren. Der Kai war ebenso unbelebt. Kein Mensch

war zu sehen; nur einige Knaben kamen herab, entkleideten sich, sprangen ins Wasser und zeigten ihre Schwimmkünste, um sich ein Backschisch zu verdienen. Ihr Lachen und Prusten und der Gesang der Wellen, das taktmäßige Tosen der Brandung, waren die einzigen Laute, die die Stille unterbrachen. So konnte ich in aller Ruhe mein Skizzenbuch vornehmen und arbeiten, bis die Sonne ins Meer hinabgesunken war.

In der Dämmerung besuchte ich den deutschen Klub, wo der Konsul und etwa zwanzig Herren versammelt waren, mit denen ich ein paar reizende Stunden in angeregtestem Gespräch verplauderte.

Später stand ich lange auf dem Balkon meines Hotelzimmers. Die Nacht war pechschwarz, nur die Sterne schimmerten. Die Brandung brauste stärker als zuvor, und draußen lag das große Meer, von dessen Fläche jeden Augenblick Tod und Verderben hereinbrechen konnte. Die gleiche Lage und Stimmung hatte ich schon einmal durchlebt, im Oktober 1914 in Ostende, als englische Torpedoboote diese Stadt beschossen. Die Nacht in Jaffa verlief aber vollkommen ruhig. Keine Granate störte meinen Schlummer. Erst am 25. Februar 1917 berichteten die Zeitungen, ein französischer Kreuzer habe Jaffa beschossen, wobei unter anderm auch das schwedische und das spanische Konsulat zerstört worden seien.

29. Die deutsche Tempelkolonie Sarona.

Am 10. August besuchte ich die 1 Kilometer nordöstlich von Jaffa gelegene deutsche Tempelkolonie Sarona, die unmittelbar nach dem Kriege 1870/71 gegründet wurde und sich jetzt im Zustand vielversprechender Blüte befand. Bürgermeister Lippmann und Weingärtner Weeber, zwei in langjähriger Arbeit gehärtete, selbstsichere Männer süddeutscher Herkunft, führten mich umher. Was sie und ihre Kameraden vom Tempelverein nach Haifa, Jaffa, Jerusalem, Sarona, Wilhelma und andern Kolonistenorten geführt hat, ist der Gedanke, den Prophezeiungen des Alten Testamentes gemäß zu leben und in Palästina ideale christliche Gemeinden zu gründen, von denen, wenn die Zeit erfüllet ist, eine

neue religiöse und soziale Befruchtung auf Europa ausstrahlen soll. Das Land, das die Kolonisten bei ihrer Ansiedelung gekauft und urbar gemacht haben, gewährt ihnen jetzt ihren Unterhalt. Sie bauen hauptsächlich Wein, Apfelsinen und Gemüse. Milch und Honig wird gleichfalls gewonnen wie in alten Zeiten. An erster Stelle aber steht der Wein, dessen Ernte sich durchschnittlich auf 700000 Liter beläuft und zuweilen bis zu einer Million Liter ansteigt. Man führte mich durch die gewaltigen Weinkellereien, in denen riesige Fässer übereinander aufgestapelt lagen; Behälter, die bis zu 30000 Liter fassen, sind einfach in die Felsen eingesprengt. Ich mußte natürlich die verschiedenen Sorten und Jahrgänge kosten, ein etwas gefährliches Unternehmen. Doch bestand ich die Probe, wie es sich für einen echten Nordländer gehört.

Durch den Krieg haben die Kolonisten ihr Hauptabsatzgebiet, Ägypten, verloren. Sie mußten daher ihre Produktion den Anforderungen der Zeit anpassen, was ihrer Geschicklichkeit unschwer gelang. Der Besuch der Heuschrecken im vorigen Jahr war auch für sie ein viel größeres Unglück als der Krieg.

Von besonderem Reiz war ein Spaziergang durch die Dorfstraßen, prächtige Alleen von Eukalyptus, Akazien, Pfeffer- und Maulbeerbäumen. Überall herrschte Reinlichkeit, Ordnung und Behaglichkeit. Früher hat man die Häuser aus Holz gebaut, jetzt zieht man Steinmaterial vor, das dem Klima besser standhält. Die Zahl der Einwohner von Sarona beträgt 211 Köpfe und ist in den letzten Jahren ziemlich die gleiche geblieben. In den ersten Jahren der Ansiedelung tötete das Klima alle neugeborenen Kinder. Erst als die Kolonisten Eukalyptusbäume anpflanzten, das sumpfige Gelände entwässerten und damit die Moskitos und Mücken abnahmen, besserte sich der Gesundheitszustand beständig, und seit 1876 durfte man darauf rechnen, Neugeborene am Leben zu erhalten. Von den ersten Einwanderern waren bei meinem Besuch noch vier am Leben. Zwanzig Mitbürger von Sarona waren im Kriege, vier von ihnen gefallen. Von ihren sechsundfünfzig Pferden hatte die Kolonie dreißig an die Heeresverwaltung abgetreten.

Ich beschloß meinen Besuch mit einer Besichtigung des Gemeindehauses und des anspruchslosen Betsaals, über dessen Tür die Worte stehen: „Im Reich dieses Königs hat man das Recht lieb.“ Mit ehrfürchtiger Bewunderung betrachtete ich diese abgehärteten stillen Männer, ihre ernsten, frommen Frauen und ihre sauberen, aufgeweckten Kinder. Die Mitglieder der Gemeinde leben in spartanischer Einfachheit und musterhafter Eintracht. Sie kennen keinen Klassenhaß und kein Ringen um Macht. Jeder arbeitet, solange der Tag währt, zum Wohl des Ganzen.

30. Der Erstling Zions.

Südlich von Sarona liegt die 1882 gegründete jüdische Kolonie Rischon le Sion, der „Erstling von Zion“. Die Straße führt zunächst durch ausgedehnte Felder Sesam, der von deutschen Kolonisten nicht angebaut wird, da er zu wenig Ertrag bringt. Bei dem jüdischen Dorf Mikwe-Israel kreuzt mein Weg die Landstraße nach Jerusalem. Zur Linken dehnen sich Mais- und Durrafelder aus, zur Rechten ein 7 bis 8 Kilometer breiter Dünengürtel, der von der Küste ostwärts wandert und sich bis Ägypten erstreckt. Ein 12 Kilometer langer Fahrweg, dessen Anlage die jüdische Kolonie 160000 Franken gekostet hat, während die Regierung nur 60000 beisteuerte, führt mich zwischen Kaktushecken und Weinpflanzungen, unter Maulbeer- und Mandelbäumen ans Ziel.

Eine Straße mit kleinen einfachen Arbeiterwohnungen läuft auf die Synagoge zu, die den Mittelpunkt des Dorfes bildet und von Geschäftshäusern und Weinfabriken umgeben ist.

Die erste Anlage der Alliance Israélite Universelle war die 1870 begründete Ackerbauschule in Mikwe-Israel, an der besonders der Elsässer Carl Netter tätig war. Die erste Kolonie (1878) war Petach Tikwe, das „Tor der Hoffnung“; sie liegt etwa 12 Kilometer nordöstlich von Sarona und ist mit 3600 Einwohnern heute die größte von allen. Dann folgte Rischon le Sion, das jetzt 900 bis 1000 Einwohner zählt, der Mehrzahl nach russische Studenten, begeisterte Zionisten, die ihre Rasse vor

dem Untergang in der Diaspora retten wollen. Sie nennen sich Bilu, nach den Anfangsbuchstaben des Psalmverses: Bene iakob lechu Uanelcha („Kinder Jakobs, laßt uns gehen"), eines Mahnrufs, auszuziehen und ein Reich zu gründen oder das alte wiederherzustellen. Andere Kolonien sind: Rechobot mit 1200 Einwohnern, Wadi el-Khanin mit 150, Wadi Katra mit 130, Ekron mit 250, Bir Jakob mit 150, Kufr Saba mit 40, Ben Schemen mit 150, Kastinije mit 140, Rochama mit 40, Chulda mit 40, Kafrurije mit 30 und Artuf mit 100 Einwohnern. Alle diese Ortschaften liegen mehr oder weniger weit von Jaffa entfernt. Jüdische Kolonisten wohnen übrigens nicht nur in Judäa, sondern auch in Samaria, auf der Ebene Jesreel und in Ober- und Untergaliläa.

Die jüngere Generation der jüdischen Einwanderer strebt nach Verwirklichung der Eigenheimidee. Jeder soll seinen Grund und Boden haben, um von fremder Hilfe unabhängig zu sein. Der Gemeinsamkeitsgedanke steht über allem; er duldet keine Spekulation mit Land oder wachsender Saat, sondern läßt den Ertrag der Arbeit allen zugute kommen. Auch die Weinfabrikation ist gemeinsamer Betrieb. Jeder Weinbauer liefert seine Traubenernte an die Zentralverwaltung ab, wird damit Teilhaber des Unternehmens und erhält seinen Anteil am Gewinn.

Die hauptsächlichsten Landwirtschaftserzeugnisse sind Wein und Mandeln. Vor kurzem hat man das „gemische System" eingeführt, um gegen die Unsicherheit der Ernte — eine Folge des wechselvollen Klimas — einen Rückhalt zu besitzen. Die Kolonie erzeugt 400 Millionen Liter Wein jährlich. Die Gärung geht in einem drei Stock hohen Gebäude vor sich, in dem 230 Fässer von 10000 Liter lagerten. Etwa 100 „Amphoren" faßten je 30000 Liter. An die Staatskasse führt die Fabrik jährlich 100000 Franken ab.

Ein Dünengürtel, der von Westen heranrückt, droht die Kolonie zu ersticken. Man sucht daher die Dünen dadurch zu binden, daß man zwischen ihnen Eukalyptus, Kaserinen, Tamarisken und einige Pinusarten anpflanzt. Die Baumschule zählte zurzeit 20000 Eukalyptusstämmchen, die bald in den Dünengürtel eingepflanzt werden

sollten. Von 1917 an sollten jährlich 200 Hektar gebunden werden; dann wäre also in zehn Jahren der ganze etwa 2000 Hektar umfassende gefährliche Dünengürtel gefestigt. Durch gute Bodenbewirtschaftung hofft man Wohnplätze und Ländereien für eine große Zahl neuer Einwanderer zu gewinnen. Dschemal Pascha hatte deshalb der Bevölkerung diese Dünengebiete als Eigentum für alle Zukunft zugesichert.

Die schlimmsten Feinde der Kolonie sind die Heuschrecken, die unregelmäßigen Niederschläge, der vernichtende Schirokko und die Schakale, die Trauben und Melonen leidenschaftlich lieben. All dieser Fährlichkeiten weiß sich aber das wackere Kolonistenvölkchen tapfer zu erwehren.

31. Der Zionismus.

Ein Besuch der jüdischen Kolonien in Palästina führt von selbst auf das Problem des modernen Zionismus. Er hat zwei Wurzeln. Die eine ist die Tatsache, daß die Juden in der Diaspora verschwinden, d. h. von den Völkern, zwischen denen sie leben, aufgesogen werden. Es gibt aber auch Juden, die ihre Rasse und ihren Glauben treu bewahren und nicht verschwinden wollen. Sie sehen in der Auswanderung nach Palästina die einzige Rettung.

Die andere Wurzel sind die Judenverfolgungen in Rußland und überhaupt der Antisemitismus. Die russischen Juden wandern jedoch meist nach Amerika aus, wo sie leichter vorwärts kommen; aber auch dort gehen sie als Rasse unter. Die Zahl der amerikanischen Juden beläuft sich bereits auf 3½ Millionen, und neuerdings hat man ihre Einwanderung nach den Vereinigten Staaten erschwert, da sie überhand zu nehmen drohten und die Arbeitslöhne drückten. Die besseren Elemente, die für ideale Ziele kämpfen, wenden sich nach Palästina, wo der Kampf ums Dasein weit härter ist als in Amerika.

Vor 2000 Jahren wurde das Staatsleben der Juden zerstört. Aber die Hoffnung auf seine Wiederherstellung und die Sehnsucht nach Jerusalem lebt noch immer. Die Rückwanderung

begann schon vor 300 Jahren, als gelehrte Juden talmudistischer Studien wegen ihre alte Heimat aufsuchten. Im 18. und besonders im 19. Jahrhundert verließen zahlreiche alte Juden Osteuropa, um im heiligen Lande zu sterben. Sie und ihre jüngeren Begleiter gründeten die jüdischen Kolonien in Jerusalem, Hebron, Safed und Tiberias. Aus Europa erhielten sie regelmäßige Unterstützung (Chaluka), und das Interesse an der Auswanderung nahm zu. Nun entstand der Gedanke, alle Juden der Welt sollten sich vereinen, um die alte jüdische Landwirtschaft im heiligen Lande wieder zu erwecken. Das führte 1870 zur Gründung der Alliance Israélite Universelle und ähnlicher Vereine. Dennoch wären der Zionismus und die Kolonien untergegangen, hätte nicht Baron E. Rothschild Anfang der achtziger Jahre die Bewegung dadurch gerettet, daß er sie mit hundert Millionen Franken unterstützte. Dieses Kapital ermöglichte es, Weinbau in größtem Stil zu unternehmen. Im Jahre 1900 setzte Baron Hirsch für die jüdische Kolonisation außerhalb Europas zweihundert Millionen aus. Im selben Jahr griff eine englische Gesellschaft, die Jewish Colonisation Association, mit Hilfe Rothschilds die Sache systematischer an und gründete mehrere Kolonien. Einige Jahre später trat in Jaffa die zionistische Organisation ins Leben, die, gestützt auf den jüdischen Nationalfonds, eine Reihe von Musterbetrieben einrichtete. Auch europäische Juden legten ihr Geld in diesem Unternehmen an, das sich vortrefflich verzinste. Besonders wurden Wein, Apfelsinen und Mandeln gebaut. Zurzeit gibt es vierzig solcher Kolonien mit 50000 Hektar Land und 12000 Einwohnern, und man schätzt ihr Vermögen auf 65 Millionen, den jährlichen Ertrag auf 6—7 Millionen Franken.

Dann stellte Theodor Herzl die Nationalitätenfrage in den Vordergrund. Er berief 1897 einen Kongreß nach Basel, der die Erringung einer politisch und rechtlich geschützten Heimat der Juden in Palästina als Ziel des modernen Zionismus aufstellte. Hunderttausend Juden aller Länder haben sich diesem Programm angeschlossen. Die kräftigste Unterstützung erfährt die Bewegung

natürlich in den Ländern, wo die Juden arm und unterdrückt sind, wie in Rußland, Polen, Rumänien, Galizien und der Bukowina. In Westeuropa gewinnt sie nur langsam Anhänger, Unterstützung aber findet sie auch hier. Dafür sorgt schon der Antisemitismus, und das Zusammengehörigkeitsgefühl des ganzen Judentums ist durch den Zionismus gewachsen.

Im Jahre 1910 zählte man in Palästina 86000 Juden; ihre Zahl war kurz vor dem Kriege auf 100000 gestiegen, ist aber jetzt wieder auf 85000 gefallen. Sie bilden also nur etwa ein Sechstel der ganzen Bevölkerung des Landes. In Jerusalem wohnten etwa 50000, in fünf größeren Städten 28000, in den Kolonien 8000. Mehr als ein Drittel von ihnen ist arm und lebt von „Chaluka", die alljährlich im Betrag von mehreren Millionen Franken aus der ganzen Welt eintrifft. Die übrigen ernähren sich durch eigene Arbeit. Vermögende Kaufleute sind in der Minderheit. Die Kolonisten sind besser gestellt als ihre Volksgenossen in den Städten. Von den 30000 Quadratkilometern Palästinas sind nur 500 jüdischer Besitz. Der Zionismus sieht seine Aufgabe auch darin, die Juden zur Landwirtschaft zu erziehen, ein Ziel, das natürlich nur erreicht werden kann, wenn mehr Land in ihre Hände übergeht.

Die heutige jüdische Bevölkerung Palästinas zerfällt in drei Gruppen Einwanderer: 1. Sefardim, das sind Juden, die zur Zeit Isabellas aus Spanien vertrieben wurden; sie sprechen Spaniolisch, also das klassische Spanisch des Cervantes; 2. Juden, die im 18. und 19. Jahrhundert aus religiösen Gründen Osteuropa verlassen mußten; 3. Juden, die in den letzten dreißig Jahren als Kaufleute und Handwerker zuwanderten oder vom Zionismus angelockt wurden. Gruppe 2 und 3 sind Aschkenasim, d. h. Juden aus Rußland, Polen, Österreich-Ungarn, Deutschland und Holland. Sie sprechen Jiddisch, das zum großen Teil aus dem Deutsch des 14. und 15. Jahrhunderts besteht. Dazu kommen Einwanderer aus Georgien (Gurtschi), aus Persien (Adschemi), aus Mesopotamien und Aleppo (Halebi), aus Marokko und andern

Gegenden Afrikas (Mohrabin), aus Buchara (Bukharli), und schließlich eine Minderheit aus Jemen.

Ein Aschkenasim versteht einen Sefardim nicht. Deshalb versucht man, das Hebräische zu neuem Leben zu erwecken. Man kann schon jetzt Kinder auf der Straße Hebräisch reden hören. Von europäischen Sprachen überwiegt das Französische, wie vor hundert Jahren das Italienische in der ganzen Levante. Die europäische Sprache der Zukunft aber wird hier das Deutsche sein, das, neben dem Hebräischen und Türkischen, wenigstens in den größeren Schulen schon Lehrfach ist. Die Ausbreitung des Deutschen ist ganz natürlich, da zwei Drittel der jüdischen Bevölkerung Palästinas, die Aschkenasim, Jiddisch sprechen.

Das Verhältnis der Juden zur türkischen Regierung hat seine Schwierigkeiten. Man kann es den Türken nicht verdenken, daß sie mit einiger Sorge beobachten, wie das früher so schwache und gefügige Volk der Juden immer anspruchsvoller wird, genau so wie die andern Nationen unter dem Halbmond. Sie fürchten mit Recht, daß die Juden, wenn sie sich erst stark genug fühlen, nach nationaler und politischer Selbständigkeit streben werden. Die Juden zwar bezeichnen solche Befürchtungen als völlig grundlos; sie fordern nichts weiter als das Recht, ihre nationale Eigentümlichkeit und ihre Sprache frei zu entwickeln.

Ohne Zweifel würden die Türken aus einer stärkeren jüdischen Einwanderung manchen Vorteil ziehen. Schon jetzt haben die Juden manche industriellen Unternehmungen angelegt und den Wein- und Apfelsinenbau des Landes ungeheuer gesteigert. Ihnen verdankt Palästina die Anpflanzung des Eukalyptus, die Entwässerung vieler Sümpfe und die Urbarmachung großer Wüstenstrecken. Dadurch haben sie den Steuerertrag des Landes bereits stark vermehrt. Durch Intelligenz und Tatkraft sind sie der eingeborenen Bevölkerung zweifellos überlegen. Gewährte ihnen die türkische Regierung denselben Schutz und dieselben Vorteile wie andern Völkern, dann würden sie bereitwilligst Untertanen der Pforte, und die geistigen Kräfte, die man jetzt für industrielle



Phot. Larsson.

Der Jordan.


Phot.: Larsson
Die Herberge des barmherzigen Samariters.


Phot.: Larsson.
Das Tote Meer.

und technische Anlagen aus Europa beziehen muß, würden im Lande selbst gedeihen.

Zwölf Millionen Juden gibt es auf der Erde. Sie alle in Palästina anzusiedeln, ist weder beabsichtigt noch auch möglich. Denn mehr als zwei Millionen kann das Land auch bei intensivster Bestellung nicht ernähren. Vom jüdischen Gesichtspunkt kommt es nur darauf an, einen Kristallisationskern zu schaffen, zur Gegenwirkung gegen die Zersetzung der jüdischen Rasse. Der Zionismus ist also der Kampf des Judentums gegen die Vernichtung, und sein Ziel ist die Sammlung einer rein jüdischen Bevölkerung in Palästina mit Landwirtschaft als wirtschaftlicher Grundlage und dem Hebräischen als Volkssprache.

32. Jericho.

Am 13. August verließ ich abermals Jerusalem in Begleitung Larssons und eines deutschen Arztes und fuhr die Stadtmauer entlang in der Richtung nach Gethsemane. Es war 3 Uhr nachmittags, und das Thermometer zeigte 27 Grad; wir waren absichtlich so spät aufgebrochen, denn das Ziel unseres heutigen Ausflugs war eine Gegend, deren Tagestemperatur um diese Jahreszeit auf 40 und mehr Grad zu steigen pflegt.

Die Straße nach Jericho schwingt in kräftigem Bogen um den Südabhang des Ölbergs herum. Rechts verschwindet der „Berg des Ärgernisses“, und im Tal schweben nahrungsuchende Aasgeier auf ausgebreiteten Schwingen. Nach einer halben Stunde halten wir in dem biblischen Dorf Bethanien, wo Maria und Martha daheim waren, Simon der Aussätzige sein Haus hatte und Lazarus begraben wurde. Heute wohnen hier Mohammedaner in einfachen Hütten unter Oliven-, Mandel- und Feigenbäumen. Man zeigt die aus der Bibel bekannten Plätze; eine steile Steintreppe führt in die dunkle Grabkammer hinab, in der Lazarus von den Toten auferweckt wurde. Auch die Bekenner des Islam verehren in ihm einen Heiligen, das sagt schon der arabische Name des Dorfes, El-Asarije; den Anfangsbuchstaben von Lazarus hat der Artikel „el“ verschlungen.

In scharfen Windungen läuft der Weg weiter auf der Westseite des Tals, das sich vom Ölberg aus nach Osten erstreckt. Die Entfernung von Jerusalem bis zum Toten Meer beträgt nur 25 Kilometer; aber auf dieser kurzen Strecke fällt das Land ungefähr 1200 Meter ab. Deshalb geht es ununterbrochen abwärts; die Pferde brauchen nicht zu ziehen, nur die Bremse hat Arbeit.

Die Hügel, die im Frühjahr mit Gras bewachsen und mit weidenden Schafherden bedeckt sind, machen jetzt den Eindruck einer vollkommenen Wüstenlandschaft, ohne jede Spur von Leben und Farbe. In der Regenzeit aber brausen durch die Täler wahre Sturzfluten, die oft genug Menschen und Vieh hinwegspülen. Die fünf Straßen, die von der Senkung des Toten Meeres und des Jordans zu den Höhen des Gebirges von Judäa hinansteigen, führen alle durch tief eingeschnittene Täler; dieses scharf ausgeprägte Relief ist für das Wüstenland von Judäa charakteristisch. Wadi el-Hod, wo wir fahren, ist die kürzeste Verbindungsstraße zwischen Jerusalem und Jericho. Die Straße ist ausgezeichnet; wo sie Nebentäler schneidet, führen feste Steinbrücken hinüber.

Rechterhand biegt eine Nebenstraße nach Nebi Musa ab, dem Grab des Moses, einem mohammedanischen Heiligtum, das in weiter Ferne sichtbar ist. Die Mohammedaner dieser Gegend feiern hier eines ihrer größten Jahresfeste, das aber mehr politischen als religiösen Ursprungs ist. Ein Sultan fürchtete, die Christen könnten, wenn sie sich zur Osterfeier von nah und fern in Jerusalem versammelten, die Gelegenheit zu einem Aufstand benutzen; daher ordnete er dieses Fest an, das gleichzeitig bei Nebi Musa gefeiert werden sollte, um im Notfall die Scharen der Rechtgläubigen bei der Hand zu haben.

Endlich haben wir die 1200 Meter Abstieg hinter uns, und nun steigt die Straße sogleich wieder langsam an zur Herberge des barmherzigen Samariters hinauf, wo seinerzeit ein Mann, der von Jerusalem nach Jericho ging, Räubern in die Hände fiel und von dem Samariter gepflegt wurde. Im Torweg des Hauses

saßen drei arabische Soldaten, die ohne Proviant dort übernachten sollten; wir freuten uns, ihnen aushelfen zu können.

Hinter dem Haus des Samariters geht es wieder bergab. An den Böschungen fallen zahlreiche Viehsteige auf, und grüne Disteln bringen in das graue Einerlei ein wenig Farbe. Die Straße teilt sich. Der linke Arm führt zum Kloster St. Georg auf dem „Berge der Versuchung", auf dessen Gipfel sich die Umrisse einer Festungsruine abzeichnen. Weiter hinten erkennt man einen Zipfel vom Vegetationsgürtel des Jordantals, und zwischen ein paar Hügeln im Südosten leuchtet die blaugrüne Fläche des Toten Meeres hervor.

Wir halten uns auf der linken Talseite. In kurzen, scharfen Windungen geht es unaufhörlich abwärts. Schon finden sich Orchideen und bescheidene Rasenflecke. Rechts schimmern die weißen Häuser von Nebi Musa. Dann erweitert sich das Tal, und wir befinden uns plötzlich in der Ebene. Staub wirbelt hinter den Rädern auf. In der Ferne steht der Berg Nebo, und die Jordanmündung hebt sich deutlich im Südosten ab. Wir aber wenden links nach Jericho zu. Es ist 7 Uhr. Das Thermometer zeigt 30,9 Grad; der Westwind macht die Hitze erträglich. Die Sonne geht unter; die zarten violetten Töne verbleichen, und der Vollmond steigt gelb über Moabs Bergen empor.

Rechts von der Straße bilden die Bäume und Palmen des Dorfes Eriha, des jetzigen Jerichos, dunkle Silhouetten. Wir überqueren das Wadi el-Kelt auf einer Kalksteinbrücke und erreichen zwei Kilometer weiter nördlich die Quelle des Elisa. Ehemals war diese Quelle, die bei den Arabern Ain es-Sultan heißt, von schattigen Bäumen und von den Ruinen eines byzantinischen Gebäudes umgeben. Jetzt hat man sie in ein Steinbecken gefaßt, um ihr Wasser durch Kanäle den Gärten und Feldern der Oase zuzuführen.

Unmittelbar westlich von der Quelle erhebt sich der Tell es-Sultan; er hat sieben Kuppen, ist 350 Meter lang und 150 Meter breit. Dieser Hügel birgt die Ruinen des alttestamentlichen Jerichos; seine uralten Häuser, seine kleinen engen

9*

Gassen und seine berühmten Stadtmauern hat die unermüdliche Arbeit der deutschen Archäologen bloßgelegt.

Zu dem Namen, mit dem die christlichen Pilger die Quelle von Jericho bezeichnen, hat das 2. Buch der Könige Anlaß gegeben. Nach der wunderbaren Himmelfahrt des Elias kamen die Männer von Jericho zum Propheten Elisa und sagten: „Siehe, es ist gut wohnen in dieser Stadt, wie mein Herr sieht; aber es ist böses Wasser und das Land unfruchtbar.“ Er aber sprach: „Bringet mir her eine neue Schale und tut Salz darein!“ Und sie brachten's ihm. Da ging er hinaus zu der Wasserquelle, warf das Salz hinein und sprach: „So spricht der Herr: Ich habe dies Wasser gesund gemacht; es soll hinfort kein Tod noch Unfruchtbarkeit daher kommen.“ Also ward das Wasser gesund bis auf den heutigen Tag.

Seit uralter Zeit ist Jericho als Palmenstadt bekannt. Dort gediehen Dattelpalmen und Balsambäume in Fülle. Als Moses von der Heide Moabs auf den Berg gegenüber Jericho hinaufstieg, sah er das ganze Land: „Gilead bis gen Dan und das ganze Naphthali und das Land Ephraim und Manasse und das ganze Land Juda bis an das Meer gegen Abend und das Mittagsland und die Gegend der Ebene Jerichos, der Palmenstadt, bis gen Zoar“ (5. Buch Moses 34, 1—3). Den Namen Palmenstadt nennen auch andere Stellen des Alten Testaments, z. B. das Buch der Richter und das 2. Buch der Chronik.

Durch seine Lage war Jericho der Schlüssel zum Bergland von Palästina. Mehrere Hauptstraßen liefen hier zusammen, wo marschierende Heere, die das trockene Wüstenland Judäas durchzogen hatten, Wasser in Menge fanden. Durch die tropische Hitze erschlafft und verweichlicht, hat Jerichos Bevölkerung fremden Eindringlingen immer nur geringen Widerstand geleistet, und die wandernden Scharen der Israeliten, dann Aristobulus, Pompejus, Herodes und Vespasian bemächtigten sich der Stadt mit Leichtigkeit. Jetzt ist der Glanz Jerichos für immer erloschen; das elende Dorf Eriha ist eine Gründung der Kreuzfahrer und wird von dreihundert verwilderten, faulen und zudringlichen Arabern bewohnt.

In Jericho sammelten sich die Pilger des östlichen Jordanlandes, wenn sie zu den großen Tempelfesten in Jerusalem unterwegs waren. Dorthin kam auch Jesus von Nazareth, als er zum erstenmal seine Schritte zur heiligen Stadt lenkte. In der Nähe von Jericho heilte er einen Blinden, der am Wege saß und bettelte. Dann ging er in die Stadt und wandelte zwischen den Palmen, den Sykomoren und Maulbeerbäumen der Gärten, die von Ziegelmauern eingefaßt waren. An den Straßen standen die Hütten der Armen und die Häuser der Reichen. Die Luft war warm wie in einem Treibhaus und duftete nach Datteln und Balsam. Eine große Menschenmenge folgte ihm voll Ehrfurcht und Andacht. Sogar die wilden Beduinen aus den Bergen Moabs waren von dem Anblick ergriffen. Unter der Menge war der Oberste der Zöllner, der reiche Zachäus; er wußte, daß sich der Meister in der Volksmasse befand, und wollte ihn um jeden Preis in der Nähe sehen. Da er aber klein war von Gestalt und sich nicht durchdrängen konnte, rannte er dem Zuge voraus und kletterte auf einen Maulbeerbaum neben der Straße. Als Jesus nun vorüberkam, sah er den Zöllner, blieb stehen und sprach: „Zachäus, steig' eilend hernieder; denn ich muß heute in deinem Hause einkehren." Und Zachäus stieg eilend hernieder, nahm ihn mit Freuden auf und sagte: „Siehe, Herr, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und so ich jemand betrogen habe, das gebe ich vierfältig wieder." Und Jesus antwortete: „Heute ist diesem Haus Heil widerfahren. Denn des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist." Noch im 4. Jahrhundert bezeichnete man den christlichen Pilgern eine Sykomore als den Baum, auf den Zachäus geklettert sei, und die Stelle, wo das Haus des reichen Zöllners stand, wird noch heute gezeigt; doch sieht man da jetzt nur einen unförmigen, verfallenen Turm.

In neuester Zeit hat die Forschung auch die Geschichte Jerichos aufgehellt. The Palestine Exploration Fund begann im Jahre 1868 unter Leutnant Warren hier zu graben, und zwar an dem Tell es-Sultan; da aber der Erfolg gering war,

stellte man die Arbeit wieder ein. Im Frühjahr 1899 besuchte der deutsche Archäologe Ernst Sellin den Platz und fand, daß die Engländer ihre Suchgräben nicht tief genug gezogen hatten. Acht Jahre später begann Sellin nebst einem Architekten vorläufige Grabungen und stieß dabei auf die kanaanitische Stadtmauer. Jetzt nahm die Deutsche Orient-Gesellschaft die Arbeit auf und ernannte Ernst Sellin zum Leiter; Architekt Dr. Langenegger und Professor Watzinger wurden seine Gehilfen. Vom 2. Januar bis 8. April 1908 betrieb man die Forschungen mit 200 Arbeitern. Vom 15. Januar bis 2. April setzte man sie mit 240 Eingeborenen unter Teilnahme der Herren Nöldeke und Schultze fort.

Die ausgegrabenen Ruinen verfielen der Vernichtung; Mauern aus an der Sonne getrockneten Ziegeln, die 400 Jahre unter der Erde lagen, haben keine Widerstandskraft mehr gegen Wind und Wetter. Der Zweck aber war erreicht; die Funde erlaubten eine zusammenhängende und abgerundete Schilderung des alten Jerichos, die 1913 unter dem Titel „Jericho, die Ergebnisse der Ausgrabungen, dargestellt von Ernst Sellin und Karl Watzinger", mit vorzüglichen Abbildungen und Plänen ausgestattet erschienen ist und den Beweis erbrachte, daß Jericho Jahrhunderte hindurch eine kanaanitische Stadt war, dann ebenfalls Jahrhunderte lang eine israelitische und schließlich eine jüdische.

33. Ein Bad im Toten Meer.

Von der Quelle des Elisa fuhren wir nach dem Dorf Eriha, wo wir in einem arabischen Gasthof leidliche Unterkunft fanden. Noch abends um 10 Uhr hatten wir 28,8 Grad, was man in dieser Jahreszeit für kalt ansieht! Am andern Morgen um 5 Uhr war die Temperatur auf 25,1 Grad gesunken; bei der Abfahrt nach dem Toten Meer hatten wir also keinen Grund, uns über die Hitze zu beklagen.

Ganz nahe bei Jericho steht nun im vollen Glanz des Morgenlichts der „Berg der Versuchung", Dschebel Karantal, eine arabische Verstümmelung von Quarantana, d. h. der Berg der 40 Tage,

dem Namen eines alten Klosters. Nicht weit davon hängt das griechische Kloster St. Georg wie ein Schwalbennest über grauen, öden, von der Sonne erhitzten Felsen; die lautlose Stille ringsum, selbst seine Architektur erinnern mich an die Klöster Tibets.

Unser Weg führt am russischen Hospiz und am Haus des Zachäus vorüber und kreuzt das ausgetrocknete Bett des Wadi el-Kelt. Dann geht es durch die mit Disteln und Tamarisken bedeckte Steppe nach Südosten. Schon breitet das Tote Meer seine blaue Fläche vor uns aus. Salzige Winde ziehen von Süden her über die immer öder werdende Landschaft. Ein Wirrwarr von brüchigen Lehmterrassen und Hohlwegen nimmt uns auf; kegelförmige Gebilde sind schon so stark mit Salz bedeckt, daß sie wie weiße Zelte aussehen.

Nun wird der Boden feucht und das Gelände eben. Treibholz zeigt schon die Reichweite des Hochwassers in der letzten Regenzeit.

Bald nach 7 Uhr stehen wir am Ufer. Von hier aus erscheint die Meeresfläche hellgrün, und grün ist das Wasser bis zum Uferkies hin, über dem unter dem Druck eines leichten Südwindes eine schwache Brandung mit metallisch schwerem Klang heranrollt. Im Südsüdwesten, mehr als 35 Kilometer entfernt, ist ein schroffer Felsvorsprung; dort lag die Burgfestung von Engedi, d. h. der „wilden Ziege“, wo David in einer Grotte Saul schlafend fand und einen Zipfel von seinem Mantel abschnitt (1. Sam. 24, 1 ff.). Ebenfalls auf dem Westufer lag, 520 Meter über Meereshöhe, die berühmte Felsenfestung Masada, in der im Jahre 73 n. Chr. etwa tausend Juden unter dem heroischen Eleasar einen letzten Verzweiflungskampf gegen die Römer ausfochten und den Tod durch das eigene Schwer dem Verlust der Freiheit vorzogen. Ein vereinzelter Salzberg unweit des Südufers trägt den Namen Dschebel Usdum, worunter sich vielleicht Sodom verbirgt. Dort auf dem Südufer vermutet man die Städte Sodom und Gomorra, deren Untergang jedenfalls durch vulkanische Ausbrüche erfolgte; junge Lavabildungen finden sich tatsächlich in Moab. Vielleicht haben auch Erdbeben und Gasexplosionen den an Erdharz reichen

Boden gesprengt, wobei sich das Naphtha entzündete und als Feuerregen auf die beiden Städte niederfiel. Dann enthielte der Bericht der Bibel nichts, was gegen die Naturgesetze verstieße. „Und die Sonne war aufgegangen auf Erden, da Lot nach Zoar kam. Da ließ der Herr Schwefel und Feuer regnen von dem Herrn vom Himmel herab auf Sodom und Gomorra und kehrte die Städte um und die ganze Gegend und alle Einwohner der Städte und was auf dem Lande gewachsen war."

Am Ostufer steigen die Kalksteinberge von Moab schroff bis zu einer Höhe von 1000 Metern empor. Der Fluß Arnon durchbricht sie. Den Strand bedecken Asphaltschollen und Treibholz; die ersteren werden durch Stürme und Erdbeben vom Grunde losgerissen, und Treibholz bringt vor allem der Jordan.

In der Bibel heißt der berühmte See das Salzmeer, das Heilige Meer oder Ostmeer. Sein arabischer Name ist Bahr Lut, d. h. Lots See. Josephus nennt ihn den Asphaltsee. Pausanias war der erste, der im Jahre 150 n. Chr. den Namen Totes Meer gebrauchte.

In geologischer Vorzeit lag der Spiegel des Toten Meeres 30 Meter über dem des Mittelmeeres, und es reichte vom Wadi el-Araba bis zum Galiläischen Meer, das nur ein Teil dieses 250 Kilometer langen Sees war. Jetzt liegt sein Spiegel 394 Meter unter dem des Mittelmeeres, und es ist auf 80 Kilometer Länge und höchstens 17 Kilometer Breite zusammengeschrumpft, obgleich ihm täglich mehr als 6 Millionen Tonnen Wasser zugeführt werden; infolge der trocknen Luft ist die Verdunstung ungeheuer groß. Und da nur das Wasser verdunstet, mineralische und andere Bestandteile aber zurückbleiben, so ist sein Salzgehalt sechsmal so groß wie der des Weltmeeres; er beträgt an der Oberfläche 21,7 %, in einer Tiefe von 300 Meter 27,8 %. Das Wasser des Toten Meeres enthält Chlor, Brom, Natrium, Magnesium, Kalium und Kalzium; es tötet alles Leben, und kein organischer Stoff kann darin sinken, denn sein spezifisches Gewicht ist 1,166.

Von den etwa 50 Jaffabooten, die sich im Sommer 1916 hier befanden, um Weizen von der Küste El-Lisan nach der Gegend östlich der Jordanmündung zu schaffen, lagen mehrere in unserer Nähe vertäut. Den Landungsplatz befehligte ein Marineoffizier arabischer Herkunft, der uns bereitwilligst ein Boot zur Verfügung stellte, um nach der Süßwasserquelle El-Ghweir am Ostufer zu segeln und von dort nach der Jordanmündung. Er selbst begleitete uns. Als wir um 8 Uhr abstießen, betrug die Luftwärme 30,8 Grad; im Wasser zeigte das Thermometer 30,5 Grad. Die Bootsbänke waren so heiß wie Plättbretter.

Mit ziemlicher Geschwindigkeit schießt das Boot vorwärts. Kleine malachitgrüne Schlagwellen murmeln am Steven. Der flache Strand verschwindet, und uns umgeben die dunklen, schweren Wasserflächen des Toten Meeres. Kein Segel ist zu sehen, keine Spur von Menschen an den Ufern; nur etliche Hütten an der Bootslandestelle. Tod und Stille ringsum. Todbringend in Wahrheit ist die Tiefe unter uns; kein Fisch oder sonstiges Getier kann in diesem Wasser leben; was der Jordan an Lebewesen mit sich führt, muß hier sterben wie in einer giftigen Säure. Auf den Ruderbrettern glitzern Salzkristalle im Sonnenschein.

Nach einiger Zeit landen wir an der klaren Quelle El-Ghweir, die sich im Kies und Ufersand mit dem Salzwasser vermischt. Die Wärme ist unterdes auf 31,4 Grad gestiegen, und ein Bad ist gar zu verlockend. Ich werfe also die Kleider ab und gehe ins Wasser. Merkwürdig! Ich verliere den Boden unter den Füßen und sinke doch nicht unter, sondern gehe aufrecht weiter durch das Wasser wie auf dem Lande! Nur ermüdet dieser Spaziergang sehr bald, und ich will mich nun aufs Schwimmen verlegen. Aber was ist denn das? Ich bringe die Beine nicht ordentlich hinunter, meine Füße zappeln in der Luft, und die Zuschauer am Ufer krümmen sich vor Lachen! Man kann im Toten Meer einfach nicht schwimmen! Man kann sich nur auf den Rücken legen und mit den flachen Händen Flossenbewegungen machen, um vorwärts zu kommen. Zwischen Luft- und Wasser-

temperatur empfindet man keinen Unterschied, man merkt kaum die Berührung des Wassers, man glaubt völlig frei zu schweben! Man liegt auf der Wasserfläche wie auf einer Düne aus feinstem Sand oder wie in einem Bad aus weichster Baumwolle. Kopf, Hände und Füße und dazu noch ein Teil des übrigen Körpers sind über der Wasserfläche; es fehlt nur noch ein Kopfkissen. Dann könnte ich ruhig ein Mittagsschläfchen halten hier auf dem Toten Meer, bis die Wogen mich wieder langsam ans Ufer tragen.

Nur das Wasserschlucken hier ist gefährlich. Berührt man mit der Zungenspitze den nassen Zeigefinger auch nur ganz wenig, so brennt sie wie von fressender Säure. Es genügt auch nicht, sich nach dem Bad an der Sonne zu trocknen oder sich mit einem Handtuch abzureiben. Der ganze Körper ist mit feinsten Salzkristallen bedeckt, die starkes Hautjucken hervorrufen. Man muß sich erst in dem Quellwasser von El-Ghweir gründlich abspülen, um Ruhe zu haben. Ein Bad im Toten Meer ist also eines der merkwürdigsten Erlebnisse.

Wir fuhren hinterher noch ein Stück die Mündung des Jordans hinauf bis zu der Stelle, wo Johannes der Überlieferung zufolge Jesum taufte. In der Dämmerung kehrten wir nach Jericho zurück und langten nach herrlicher Nachtfahrt in Jerusalem wieder an, als gerade die Sonne am andern Morgen über der heiligen Stadt aufging.

34. Nach der Suësfront.

Auf Dschemal Paschas Befehl hielt am frühen Morgen des 17. Augusts ein rotes, mit zwei türkischen Chauffeuren bemanntes Kriegsauto vor meiner Tür in Jerusalem. Das Gepäck wurde verstaut, Notizbuch, Feldstecher und Karten lagen bereit, und Punkt 7 Uhr rollten wir auf der Straße nach Bethlehem südwärts.

Die Landstraße schlängelt sich wie ein weißes Band zwischen grauen Hügeln bis an den Rand des Horizonts. Wir sausen an einigen Übungsplätzen und Biwaks vorüber, in denen Pferde und Maulesel vor weißen Zelten ihr Futter knabbern, oder die Drome-

bare losgebunden sind, um sich auf eigene Faust Nahrung zu suchen. Im übrigen macht sich die Nähe der Front noch wenig bemerkbar. Von Marsch- und Trainkolonnen ist nichts zu sehen, nur ab und zu ein Reiter oder ein paar Infanteristen. Der große Militärverkehr nach und von der Suezfront vollzieht sich auf der neuen Eisenbahn von Jerusalem über Bir es-Seba nach der ägyptischen Grenze. Fellachenweiber treiben ihre mit Fruchtkörben beladenen Esel nach Jerusalem oder Bethlehem, und auf den Feldern hüten Hirtenknaben ihre Schafherden. An den Böschungen der Weinberge reifen die Trauben zur Ernte. Lachend und sonnenbeschienen liegt das Land ringsum.

Hinter Bethlehem hört der Verkehr völlig auf. Weder Menschen noch Tiere sind zu sehen, und wir fahren durch ödes Land hügelauf und hügelab. Bald kriecht der Horizont vor uns zwischen engen Talwänden zusammen, bald erweitert er sich auf der Höhe der Hügel ins Unendliche. Trotz der Sonnenglut ist die Zugluft so frisch, daß ich den gelben Ledermantel nicht entbehren kann. Nur wenn wir einen Augenblick halten, um an einem Brunnen die erhitzten Gummireifen der Räder zu kühlen, macht sich die Wärme sofort bemerkbar, und zahlreiche Fliegen umschwärmen uns.

Nach anderthalb Stunden erreichen wir das schöne Tal, in dem Hebron liegt; zunehmender Verkehr von Soldaten, Juden und Landleuten verrät die Nähe eines größeren Ortes, und im Handumdrehen verwandelt sich die Landstraße in die vornehmste Straße der Stadt. Rechts und links bauen sich die Häuser amphitheatralisch empor, und grüne Ölbäume schmücken die Hügel. Hebron liegt 150 Meter höher als Jerusalem.

Der Kommandant von Hebron führt mich nach der berühmten Moschee innerhalb der gewaltigen Umfassungsmauer des Haram. Doch dürfen Ungläubige nur bis zu bestimmten Gewölben und Treppen gehen. Ich muß mich daher mit dem äußeren Anblick der mit Zinnen versehenen Mauern und der beiden Minarette begnügen. Die Moschee enthält sechs Grabdenkmäler; in der Krypta unter ihnen ruhen Abraham und Sara, Isaak und Rebekka, Jakob und Lea

Hinter Hebron fällt das Gelände ab, und die Berge von Juda senken sich in breiten Wogen nach der Wüste zu. Wadi el-Chalil durchschneidet in südöstlicher Richtung diese Gebirgsfront, um über Bir es-Seba in der Nähe von Gasa ins Meer zu münden.

Unser nächster Rastort ist das aus 250 Häusern bestehende Dorf Ed-Daharije. Hier ist eine Etappenstelle, deren Chef, ein alter türkischer Offizier, uns in seinem neugebauten Hause mit frischem Wasser aufwartet. Dann wird das Gelände immer öder und steiniger, um schließlich in vollkommene Wüste überzugehen. Wir erhöhen unsere Geschwindigkeit. Die eisernen Rohre der Telegraphenstangen fliegen an uns vorüber. Beduinen in kriegerischem Aufputz begegnen uns, und eine Karawane, deren Dromedare vor dem Auto scheuen, zwingt uns zu halten. Gegen 12 Uhr taucht Bir es-Seba vor uns auf, und in wenigen Minuten fahren wir in diese historisch merkwürdige, aber durchaus nicht entzückende Wüstenstadt hinein.

Durch seinen Wasserreichtum war und ist Bir es-Seba eine Oase in dem Wüstengürtel, der sich auf und vor den Südabhängen des Judäischen Gebirges ausbreitet. Dieser Wüstengürtel war der beste Schutz Judäas nach Süden hin; um ihn zu umgehen, führten die Heerstraßen von Ägypten, Sinai, Akaba und Arabien nach Norden entweder am Toten Meer entlang oder längs der Küste der Philister über Gasa. Nur Kaufleute aus Petra wagten sich geradeswegs durch die Wüste nach Hebron.

Bis zum Beginn des Weltkrieges war Bir es-Seba oder „die sieben Brunnen" ein elendes Nest; jetzt wurde es plötzlich ein wichtiger Etappenort. Um englischen Anschlägen auf Syrien zuvorzukommen, baute man eine Eisenbahn von Jerusalem über Bir es-Seba bis zur ägyptischen Grenze.

Nach 82 Kilometer Fahrt hielten wir um 12 Uhr bei Backofenhitze vor dem Etappenquartier. Der Chef des Stabes, der österreichische Hauptmann Baron Latschen, empfing mich und führte mich zum Etappenkommandanten, Oberst Betschat Bei, der mich

mit dem Namensvetter des Marineministers, dem General Dschemal Pascha, bekannt machte.

Nachdem die ärgste Tageshitze vorüber war, begleiteten mich der Oberst und Baurat Dr. Schumacher auf einer Besichtigung der mit amerikanischer Schnelligkeit aus dem Wüstenboden hervorgewachsenen Stadt. Wir besuchten die verschiedenen Gebäude des Etappenquartiers, die elektrischen Stationen, die Fabriken und Werkstätten, die Druckerei, den Basar, das Hotel, die Anlagen und Gärten, die natürlich noch nicht weit gediehen waren, und die Eisfabrik — die segensreichste Anstalt in dieser Hitze; dann die Ackerbauschule und die mit Motoren getriebenen Pumpwerke und die gewaltigen Sammelbecken, an denen Trinkwasser an Dromedare, Pferde, Esel und Maulesel verteilt wurde; schließlich auch das Lazarett, in dem unter der Pflege österreichischer Ärzte und Schwestern zurzeit 400 Kranke lagen.

Das Klima von Bir es-Seba ist nicht gerade ungesund, aber sehr unangenehm. Die Gegend ist sehr windig, die Wüste sandig, der Boden obendrein durch den starken Verkehr aufgelockert, und keine Vegetation schützt vor den erstickenden Staubwolken, die sich von allen Seiten in die glühendheißen Straßen hereinwälzen.

Am andern Morgen setzte ich meine Fahrt fort. Oberst Beschat begleitete mich; unser Auto lenkten deutsche Chauffeure, die mit unserm Wege genau vertraut waren. Unser erstes Ziel war Hafir; bis dahin rechnet man 72 und von dort bis zur ägyptischen Grenze noch 7 Kilometer. In Hafir teilt sich die Straße. Der nördliche Arm, den wir benutzten, führt nach El-Arisch an der Küste, der südliche über Kuseme und Hasana nach Birintschi Habra, d. h. „dem ersten Damm".

Diese vortreffliche Automobilstraße geht anfangs nach Südsüdosten und folgt der neuen Eisenbahn- und Telegraphenlinie bis zur Station Bir Turkije, die einen Kilometer rechts von der Chaussee liegt. Vereinzelte Zelte der Straßenarbeiter, ein Durrafeld, ein Hirt mit seinen Schafen sind die einzige Staffage der Landschaft. Bei Bir Meschasch hat man einen neuen Brunnen

gegraben und bei Abu Gera einen Damm aufgeworfen zum Aufsammeln von Regenwasser; das so gebildete Becken enthält noch Wasser von den letzten Niederschlägen im Frühjahr.

Dann läuft die Straße durch ein kleines Wadi, auf dessen Grund niedrige Tamarisken und Rasenflecke grünen. Flache Hügel erheben sich zu beiden Seiten. Niedrige Gräben fassen die Chaussee ein, und türkische Wegzeichen geben alle fünf Kilometer die Entfernung an. Wir kreuzen die Eisenbahnlinie und erreichen die Station Aslutsch mit ihren Holzhäusern, Zelten und dem Brunnen Bir Saadani. Einen Kilometer weiter liegt der Etappenort Aslutsch, dessen fünf Brunnen reichliches und gutes Wasser geben. Hier sind Lazarette, Magazine, Proviantspeicher und ein Tierlazarett, wo in schwarzen Zelten kranke Dromedare gepflegt werden. Aus langen Steintrögen trinken die Tiere das Wasser, das mit Motoren heraufgepumpt wird, und unter Palmblattdächern stehen Pferde und Maulesel geschützt gegen die Sonne. Eine Anpflanzung von 3000 Olivenbäumen soll den jetzt noch so öden Platz einmal in eine schattenreiche Oase verwandeln.

Wir fahren weiter, kreuzen einen kleinen Gürtel gebundener Dünen und das Wadi el-Abiad mit seiner Eisenbahnstation und seinem Brunnen, und bald sehen wir schon das neue Krankenhaus auf einem Hügel oberhalb Hafirs. Bevor wir dort halten, statten wir dem drei Kilometer entfernten großen Lazarett einen kurzen Besuch ab. Die mit modernen Betten ausgestatteten Krankenräume, Operationssäle, Röntgenkammer, Verbandräume, Bad, Küche, Wohnungen für Ärzte und Schwestern umfassen im ganzen 70 Zelte, die ein kleines Dorf mit Straßen und elektrischem Licht bilden. Lazarettchef ist der Bakteriologe Professor Neschat Bei, der seine Studien in Europa gemacht hat.

In Hafir hört die Eisenbahn auf. Hier wird also Kriegsmaterial und Proviant umgeladen, auf eine Décauvillebahn nach El-Arisch und schließlich auf Dromedaren bis ans letzte Ziel geschafft. Mit 300 Wagen, die von Mauleseln gezogen werden, kann man auf dieser Bahn täglich 150 Tonnen befördern.

Von Hafir bis El-Arisch sind noch 80 Kilometer. Davon war nur das erste Drittel fertiggebaute Chaussee, der Rest von Menschenhand unberührte Wüste. Man arbeitete aber mit Hochdruck; Lokomobilen und Dampfwalzen waren in Gang, und große Lasten Makadamkies wurden geklopft.

Anfangs hält sich die Straße auf einem Höhenrücken, geht dann aber in schroffen Windungen wieder in die Ebene hinab, die streckenweise ganz steril ist. Es bläst von Westen herüber, und gelbe Windhosen wandern gespenstisch über die Wüste. Nach sieben Kilometer Fahrt überschreiten wir die Grenze von Ägypten und sind nun auf einem Gebiet, das die Engländer ihr eigen nennen.

35. El-Arisch.

Gleich hinter dem kleinen Etappenort Mschehan hört die Landstraße auf; eine Reihe Wagen der verlegbaren Eisenbahn fährt soeben nach Westen. Der deutsche Chauffeur prüft mit Aufmerksamkeit das Gelände vor uns, um die ebensten und festesten Strecken auszusuchen. Die ersten Kilometer machen die größten Schwierigkeiten. Überall liegt tiefer Sand, der in gelben Strahlen von den Rädern emporspritzt. Der Motor arbeitet mit Hochdruck. Das Wasser kocht in den Behältern. Die Maschine faucht, der Autorumpf zittert. Schon sitzen wir fest, fahren zurück und nehmen einen neuen Anlauf. So geht es meterweise vorwärts. Zuweilen sieht es hoffnungslos aus. Aber der Chauffeur behält seine Ruhe; geht's nicht hier, so geht es anderwärts, meint er.

Im Süden erhebt der Dschebel Helal, die höchste Erhebung in dieser Gegend, seine dunklen Kämme. An seinem Nordostfuß entlang läuft das breite und tiefe Wadi el-Arisch, Bonapartes Torrent d'Égypte, in unbedeutenden Windungen nach dem Meere zu. Links von uns ist ein vegetationsloser Sandgürtel, weiter vorn ein formloses Durcheinander flacher Dünen, die zur Hälfte von Tamarisken und Wüstenrasen gebunden sind. Zwischen ihnen lichtet sich der Sand etwas, und ½3 Uhr sind wir bei den Häusern von Avgile, wo die Bahn aufhört und Kamele ihre

Lasten übernehmen. Bei Abu-Revasi im Wadi el-Arisch, das nun gleich linkerhand ist, baut man gerade einen Damm zur Aufsammlung des Regenwassers.

Nachdem der Motor gekühlt ist, geht die Fahrt über die Sandsteppe weiter. Hier und da rastet eine Transportkarawane, deren Dromedare sich an den Tamarisken gütlich tun. Ein totes Kamel verpestet die Luft. Der Boden ist nun so eben wie ein Tisch; es ist Küstenland, was sich vor uns ausbreitet.

Dann halten wir eine halbe Stunde in Magdaba. Auch hier hat der Krieg am Rand des öden Wadi el-Arisch ein Dorf von provisorischen Häusern und Zelten hervorgezaubert. Die fünf Brunnen sind hier nur 3—6 Meter tief, die in Hasir 35—40 Meter. Ein Motor pumpt das Wasser in ein großes rechteckiges, zementiertes Becken, das mit einem flachen Dach versehen ist; ringsherum läuft ein Trog, aus dem 2000 Kamele täglich je 25—30 Liter saufen. Der Durchgangsverkehr von Magdaba ist aber noch größer, und 1000 Kamele müssen an einem Nachbarbrunnen getränkt werden.

Wir nähern uns unserm Ziel. Rechts erhebt sich der kleine Bergrücken Risa Aneise, auf dessen Nordostvorsprung wir zuhalten. Nach der Küste hin nimmt die Sandmenge zu, und wir überqueren nun einen breiten Dünengürtel, durch den das Wadi el-Arisch einen fahrbaren, sogar vortrefflichen Weg gebahnt hat; lange Strecken ist der harte Alluvialboden so eben wie die Asphaltstraße einer Großstadt, und wir können unsere Geschwindigkeit auf 90 Kilometer einstellen. Vorsicht gebieten nur zahlreiche Hohlwege, die zwar nicht tief sind, aber zu einem Achsenbruch vollkommen genügen.

Jetzt tauchen vor uns die Minarette von El-Arisch auf, und tiefer Sand zwingt uns zu langsamerer Fahrt. Rechts in der Ablauffurche des Wadi el-Arisch sehen wir schon die wenigen Feigenbäume, unter denen das erste deutsche Expeditionskorps lagert. Wir halten vor dem Zelt des Chefs, des Obersten Freiherrn Kreß von Kressenstein, der unmittelbar Dschemal Pascha untersteht und



Phot. Dr. Hegler.

Aufbruch nach der ägyptischen Front.

Von rechts nach links: Rantzau, Betjat Bei, Oberst Freiherr von Kreß, der Verfasser, ein unsichtbarer Reiter, ein Scheik.



Schwere Landung an der Küste des Mittelländischen Meeres bei El-Arisch.



Aufbruch der Mekka-Karawane.

uns herzlich willkommen heißt. Er trägt feldgraue Paradeuniform, denn er geht soeben zum Begräbnis eines deutschen Soldaten, der an Cholera gestorben ist. Unterdes reiten Betschat Bei und ich ins Dorf hinauf, wo wir im Hause des Kaimakam, Mustafa Bei, Zimmer mit Betten und Mückennetzen finden.

El-Arisch ist ein unbedeutendes Dorf, dessen schmale Straßen und Gassen zwischen Mauern und Häusern aus an der Sonne getrockneten Lehmziegeln eingepreßt liegen. Nur hier und da auf einem Hof schenkt ein Baum einigen Schatten. Bis Port Said im Westen beträgt die Entfernung 150, bis zur syrischen Grenze im Osten 45 Kilometer. Von der Küste liegt der Ort nur durch einen 1,7 Kilometer breiten Gürtel unfruchtbarer Wanderdünen getrennt. Vom Meere aus sieht man daher nur das Minarett der Moschee, und dieses nahmen auch die Engländer zum Ziel, als sie — sechsmal im ganzen — den von den Türken besetzten Ort beschossen. Die Granaten gingen aber fast alle zu weit, und von einer Wirkung der Beschießung war keine Spur zu entdecken. —

In El-Arisch besuchte ich die türkischen und die deutschen Lazarette. Die deutschen wurden von den Doktoren Hegler und Lyon geleitet. Malaria, Dysenterie und Magenstörungen infolge schlechten Wassers bildeten die Mehrzahl der Krankheitsfälle. Gegen Cholera waren alle Soldaten geimpft. Im allgemeinen war der Gesundheitszustand ganz gut. Drei deutsche Schwestern, die ihr Werk der Barmherzigkeit bis hierhin ausgedehnt hatten, wohnten in einem kleinen Haus gegenüber dem Lazarett mit dem roten Kreuz; eine von ihnen, Schwester Paula, war die Tochter des mir befreundeten Ehepaars Koch in Aleppo.

Wo die Küste entlang die Dünen niedriger sind, gedeihen an einigen Stellen die herrlichsten Palmen; sie bilden dichte Haine, deren frisches Grün auf dem hellgelben Sand ein wahres Augenlabsal ist. Vor uns dehnt sich die unendliche Fläche des hellgrün und blau schimmernden Meeres. Türkische Soldaten treiben lange Reihen von Arbeitsdromedaren durch die schäumende Brandung, und den Tieren behagt dieses erfrischende Bad; der Anprall

der Wogen macht sie weder scheu noch unsicher auf den Beinen, und sie kehren nur widerwillig aufs Trockne zurück; von ihrem glänzenden Fell tropft das Salzwasser auf den glühend heißen Sand.

Auf dem Meere liegen Zweimaster von Jaffa; sie haben die Segel gerefft, mitten im Wellengang den Anker ausgeworfen und löschen ihre Ladung auf offener Reede. Solch ein Fahrzeug trägt freilich nicht mehr als 90 oder 100 Kornsäcke, jeden zu 60 Kilogramm, insgesamt also etwa 6 Tonnen.

Dafür geht aber das Löschen der Ladung um so schneller vor sich. Kaum hat der Anker im Sand gefaßt, so stürzt sich eine Schar nackter Araber, die durch die Brandung gewatet sind, auf die Kornsäcke; den Rücken gegen die Reling gestemmt, übernimmt jeder einen Sack, und sobald der letzte gelöscht ist, gehen die Segel wieder hoch, und das Schiff steuert mit Sand als Ballast nach Jaffa zurück. Doch ist die bei gutem Wetter etwa 18 Stunden dauernde Fahrt die Küste entlang nicht ohne Gefahr; denn wenn feindliche Torpedoboote auftauchen, bleibt dem Schiffer nichts übrig, als Boot und Ladung im Stich zu lassen und sich ans Ufer zu retten.

Am Tage nach unserer Ankunft versammelten wir uns im Zelt des Obersten Kreß. Eine Anzahl Reitdromedare wartete auf uns im Schatten der Feigenbäume. Sie trugen bequeme Beduinensättel, die vorn und hinten mit hohen, pikenförmigen Zwieseln versehen sind. Zwischen ihnen setzt man sich und legt das eine Bein um den Vorderzwiesel. Ein einfacher Strick, der am Maulkorb befestigt ist, eine Reitgerte oder ein Stock dienen zum Lenken, und mit dem herabhängenden Bein treibt man das Tier an.

Zehn Jahre waren schon vergangen, seit ich zum letztenmal auf dem Rücken eines Dromedars gethront hatte; es war auf dem Wege von Persien nach Indien durch Belutschistan. Doch war ich schnell wieder mit dem alten wiegenden Gang vertraut, der mich über endlose Flächen Asiens getragen hatte.

Nach einem langsamen Trab von sechs Kilometern erreichen wir das Lager einer deutschen Fliegerabteilung, und eine Gruppe

junger deutscher Fliegeroffiziere kommt uns entgegen. Ihren Chef, Hauptmann Hemskerch, hatte ich in Jerusalem getroffen; er hatte aus Gesundheitsrücksichten einen Urlaub antreten müssen. Sein Stellvertreter war ein Schwede namens Henry Schumburg aus Stockholm. Unsere Dromedare ließen sich nieder, wir sprangen aus dem Sattel, wurden vorgestellt und dabei photographiert und kinematographiert. Dann führte man uns von Zelt zu Zelt, zeigte uns die Behausungen der Offiziere und Mannschaften, die photographischen Apparate der Flieger und die Karten, in die nach den Erkundungen der Beobachter die feindlichen Stellungen eingezeichnet wurden. Fliegerbomben wurden erklärt und Flugmaschinen ausprobiert. Ein Doppeldecker und ein Fokker stiegen auf und begannen einen Luftkampf; ein Fokker verfolgte einen Doppeldecker und ließ sogar das Maschinengewehr spielen; weiße Staubwolken auf dem Feld verrieten den Einschlag. Obgleich man wußte, daß es nur ein Spiel war, erregte das Schauspiel die größte Spannung.

Bei Eintritt der Dunkelheit lud man uns in das große Zelt des Offizierkasinos, dessen Inneres mit bunten Tüchern aus Damaskus drapiert war, und zu den Tönen eines Grammophons wurde ein vortreffliches Mittagessen verabreicht. Später am Abend landeten wir sogar in einer „Wüsten-Bar", wo ein junger Fürst Hohenlohe und ein paar andere Offiziere mit unwiderstehlicher Komik die Kellner spielten. An Auswahl der Genüsse war kein Mangel, und zur Laute erklangen frohe Lieder. Mit zweien dieser jungen Männer, Schumburg und Arnim, traf ich später auf meiner Heimreise nach Berlin wieder zusammen.

Erst in später Nacht ritten wir bei hellem Mondschein nach El-Arisch zurück.

36. An den äußersten Vorposten.

Andern Tags gegen 2 Uhr nachmittags sammelte sich in der engen Straße vor dem Hause des Kaimakams eine bunte, stattliche Kavalkade. Erst wurden fünfzehn Dromedare vorgeführt;

10*

ein Ruf und ein leichter Schlag in die Kniekehle hieß sie sich niederlegen. Sie trugen buntgestickte Sättel, an denen große, weiche Taschen herabhingen, zur Aufbewahrung von Proviant und kleinem Gepäck. Dann erschien Oberst Freiherr Kreß von Kressenstein in Begleitung des Grafen Rantzau, des Chefs einer Maschinengewehrabteilung, nebst den Doktoren Hegler und Spital und dem Dolmetsch Halil Bei. Vier braungebrannte Beduinenscheiks aus der Wüste Sinai bestiegen nun ihre Dromedare. Sie trugen bauschige weiße Kleider, bis zu den Füßen reichende bunte Mäntel und Kopftücher unter doppelten Ziegenhaarringen. Ihre Dromedare waren höher, stolzer und von hellerem Fell als die übrigen und mit knallroten Quasten geschmückt. Königlich war ihr Gang und majestätisch die Haltung ihrer Reiter. In leichtem, elastischem Trab flogen sie über den Wüstensand vor uns übrigen her. Zuweilen verschwanden sie auf einige Minuten, um ein Beduinenlager aufzusuchen, das unseren Blicken verborgen lag, und tauchten dann plötzlich wieder auf dem Kamm einer Düne vor uns auf, unbeweglich wie Bildsäulen, ein entzückend romantischer Anblick.

Unser Ziel war die Front in der Richtung auf Port Said hin. Die Türken und ihre deutschen und österreichischen Bundesbrüder hatten kürzlich, infolge des übermächtigen Druckes der Engländer, ihre vorgeschobenen Artilleriestellungen bis zu den Brunnen von Bir el-Mesar zurückgezogen. Der Oberst wollte diesen Ort inspizieren und hatte mich eingeladen, ihn zu begleiten. Die Strecke betrug etwa 38 Kilometer und sollte durch die Nacht in zwei Hälften geteilt werden. Oberst Betschat und der Kaimakam ritten mit, außerdem einige Araber zur Bedienung.

Wir zündeten Zigaretten an und ritten in kleinen Gruppen. Der Oberst erklärte die gegenwärtige Kampflage und schilderte die unerhörten Schwierigkeiten eines Krieges in diesem entlegenen Wüstenland. Keine Eisenbahn, keine Landstraße! Lange Pferdegespanne schleppten die Geschütze durch die Wüste, und Kamele schafften den Proviant herbei. Die Engländer dagegen hatten ihre Stützpunkte und Eisenbahnen am Suëskanal ausgebaut, arbei-

teten sich daher langsam, aber sicher nach Osten vor und konnten mit aller Bequemlichkeit Soldaten, Material und Proviant unmittelbar hinter die Front schaffen.

Hinter den Dünen im Westen zeigte sich das dunkle Grün einer Oase, und bald ritten wir unter den Palmen von Masaid (Bir Masaid). Die Datteltrauben begannen schon die Bernsteinfarbe der Reife anzunehmen. Kleine Truppenverbände und Kamelkarawanen rasteten hier; Pferde wieherten, Beduinen ritten vorüber, und leichte Rauchsäulen stiegen von den Feuern auf. Im Schutz eines Dünenkamms und eines Palmenhains lauerte eine schwere Haubitze. Solch ein Palmenhain ist natürlich ein kostbarer Schutz gegen feindliche Flieger.

Nach kurzer Rast stiegen wir wieder auf. Betschat Bei, der Kaimakam und die Scheiks verabschiedeten sich nun und kehrten um; wir andern setzten unsre Reise nach Westen fort. Bald gelangten wir bis zur Küste, der wir folgten. Welch wunderbare Landschaft! Rechts das Mittelmeer mit den wogenden Schaumkränzen der rauschenden Brandung, links die Wüste Sinai mit ihren gelben, lautlosen, unbeweglichen Dünen.

Der Boden ist völlig eben, trocken und hart, wie stets im Sommer. Er ist nur zeitweise von Salzwasser überspült, das in diesem Teil der Wüste zahlreiche veränderliche Lagunen bildet, die in der Richtung auf Port Said zunehmen. Die Araber nennen sie „Sabket". Sie bieten die trefflichsten Verkehrswege, sind aber auch gefährlich und heimtückisch; ist nur die Oberschicht trocken, der Untergrund aber vom Wasser aufgeweicht, so sind Menschen und Tiere rettungslos verloren.

Die Sonne sank, und die Schatten der Dromedare verlängerten sich. In einem Feuerwerk flammender Strahlen ging das Tagesgestirn hinter den Dünen im Westen unter. Die Dämmerung nahm schnell zu, und die nächtlichen Gestirne erglänzten über der Wüste.

Hinter einer Düne ließ der Oberst halten und das Nachtlager aufschlagen. Ohne den Widerschein der Sterne auf dem

hellen Sand wäre die Dunkelheit undurchdringlich gewesen. Bald knisterte ein herrliches Lagerfeuer von trocknen Zweigen. Die Araber öffneten die Proviantkisten, wir breiteten unsere Mäntel auf dem reinen weichen Sand aus und freuten uns der zunehmenden Abendkühle; um 9 Uhr war die Temperatur auf 23,8 Grad gesunken. In großen Krügen wurde warme Suppe herumgereicht; ihr folgten Frankfurter Würstchen und Brot, dazu Mineralwasser und Rotwein. Eine Zigarre machte den Schluß. Dann hüllten wir uns in die Mäntel und legten uns unter freiem Himmel zu kurzer Ruhe nieder.

Ich lag noch eine Weile wach und freute mich der tiefen Stille ringsum und des elektrischen Glanzes der Sterne am blauschwarzen Firmament. Kein Heulen der Schakale und Hyänen war vernehmbar. Hin und wieder knisterte es noch in dem erlöschenden Lagerfeuer; aber bald trug der Wind das letzte Rauchwölkchen in die Nacht hinaus. Sonst hörte man nur die ruhigen Atemzüge der schlafenden Männer und Dromedare. Jeder war müde nach den Anstrengungen des Tages. Aus der Ferne wehte das leise Brausen der Meeresbrandung herüber.

Um 3 Uhr wurde zum Aufbruch geblasen, um Licht zu haben ein Feuer angezündet, und jeder beeilte sich, mit militärischer Pünktlichkeit fertig zu sein. Das Thermometer zeigte 21,2 Grad, und der Dünensand fühlte sich kühl an wie ein Leichnam. Verdrießlich gurgelten die Kamele, als ihnen Sättel und Lasten wieder aufgebürdet wurden. Klein und hoch schwebte der Mond über der Erde.

Weiter geht der Ritt. Anfangs ist der Boden eben, dann kommen wieder Sandschwellen, und wir gelangen an ein fünf Kilometer langes Sabket. Jeder reitet langsam im Dunkel daher. Zur Unterhaltung fehlt noch die Stimmung. Man sitzt im Halbschlaf, den Vorderzwiesel in der Kniekehle. Die Reiter vor mir sind nur als schwache Schatten erkennbar. Über der Landschaft brütet noch nachtschwarzes Dunkel. Nur die Bewegungen der Dromedare verraten, ob der Sand weich oder fest ist.

Endlich tagt es hinter uns im Osten, und die Nebelgespenster vor mir nehmen immer deutlichere Formen an. Schon treten die

Dünen scharf hervor; hier und da sind sie durch spärliche Vegetation gebunden. Der Horizont wird heller und heller. Die Sonne geht auf, und ein neuer Tag bricht an. Die unendlich langen Schatten der Kamele vor uns scheinen bis an den westlichen Horizont zu reichen.

Schnell steigt die Sonne höher, und die Schatten werden kürzer und schärfer. Im Süden erscheint ein kleiner Bergrücken namens Magara, und in der Luft ertönt ein Surren. Ein Doppeldecker kommt geflogen. Freund oder Feind? Freund! Er trägt das Eiserne Kreuz auf seinen Flügeln, fliegt sehr tief und wirft in unserer Nähe etwas Weißes herab. Ein Araber wird ausgeschickt, die Luftpost zu holen. Die Depesche enthält die Mitteilung, daß bei Bir el-Abd, einem 40 Kilometer westlich von Bir el-Mesar gelegenen Brunnen, kein Engländer zu sehen sei.

Um 8 Uhr sind wir in Bir el-Mesar, und Neffet Bei, der Chef der 3. Division, ein kleiner, lebhafter, intelligenter Mann, setzt dem Obersten in klaren, kurzen Worten die Lage auseinander. In einem großen offenen Zelt erwartet uns das Frühstück. Dann inspiziert Oberst Kreß Bir el-Mesar und findet alles in Ordnung. Daß die vorhandenen Truppen schon damals nicht genügten, um dem Druck der Engländer zu widerstehen, damit mußte man sich abfinden. Doch war man entschlossen, sein Äußerstes zu tun.

Um 4 Uhr war der Oberst fertig. Wir schwangen uns wieder in den Sattel und besuchten verschiedene Lazarettlager, die von den Doktoren Hegler und Spital besichtigt wurden. In großen luftigen Zelten lagen die Soldaten in saubern Betten und schienen die beste Pflege zu genießen. Einige choleraverdächtige Fälle wurden besonders untersucht.

Auf einer südlicheren, also weiter von der Küste entfernten Straße wurde dann der Rückmarsch angetreten. Hier konnte man wirklich von einer Straße reden; sie war überall deutlich erkennbar, etwa sechs Meter breit und führte im Bogen um die von ziemlich üppiger Vegetation gebundenen Dünen herum. Über dem Tamariskengebüsch und zwischen den Grashügeln von wechselnder

Höhe zeigten sich zahllose Löcher von Feldmäusen, und Spuren von Vögeln und Insekten kreuzten den Sand nach allen Himmelsrichtungen. Die Straße entlang lief die englische Telegraphenlinie nach El-Arisch.

Die Straße ist zweifellos uralt. Die Vegetation hat die Dünen am Wandern gehindert, und Jahr für Jahr ziehen hier neue Karawanen in den Spuren ihrer Vorgänger. Vielleicht waren diese Sandhügel schon Zeugen des Zuges, der die Leiche Alexanders des Großen von Babylonien nach Alexandria brachte; vielleicht lauschten sie den Worten Josephs und Marias, als sie mit ihrem Sohne nach Ägypten flohen.

Auch die nächste Nacht lagerten wir auf einer Düne und stiegen am andern Morgen 1/4 4 Uhr wieder in den Sattel. Während dieser Nacht fiel leichter Tau, doch sank die Temperatur nur auf 23,3 Grad. Silberweiß schwebte der Mond über uns und zeichnete kleine Schatten der Kamele. Weiße Wolken kamen vom Meer herüber und färbten sich purpurn in der Morgenröte. Glühend rot stieg die Sonne am Horizont empor, verbarg sich aber schnell wieder in einem Bett von Wolken, das sie doch bald wieder verlassen mußte. Oft ritten wir an Kamelkadavern vorüber, die einen unerträglichen Gestank verbreiteten. Eine Dromedarkarawane brachte in kleinen Tonnen Wasser aus dem Brunnen von El-Arisch, das für die Truppen bei Bir el-Mesar bestimmt ist.

In der Oase Bittije, wo einige Araber an Brunnen mit salzigem Wasser wohnen, rasteten wir eine Weile im Schatten der Palmen. Hinter ihrem langgestreckten Gürtel wurden die Dünen höher und steriler, und hinter der nächsten Oase Tamilek ibn-Nasr waren sie vollkommen nackt. Zwischen ihnen tauchte hier und da das Mittelmeer auf, und das Brausen seiner Brandung war wieder zu hören. Schon glänzte vor uns das Minarett von El-Arisch. Wir ritten an seinem öden Friedhof vorüber und waren um 10 Uhr wieder in unserer friedlichen Behausung.

Am Morgen des 24. Augusts verabschiedete ich mich von Freiherrn Kreß von Kressenstein und seinen Offizieren und fuhr mit

Oberst Betschat Bei über Magdaba nach Hafir zurück. Statt die Reise sofort bis Jerusalem fortzusetzen, machten wir noch einen Abstecher auf der neuen Landstraße, die von Hafir nach Südwesten und westlich nach Ismailia führt. Weiter als 120 Kilometer bis Birintschi Habra durften wir uns nicht wagen, wenn wir nicht englischen Patrouillen in die Hände fallen wollten; von da sind es nur noch 90 Kilometer bis zum Suëskanal.

Nach den ersten 10 Kilometern erreichten wir Bir Birin, eine deutsche Automobilstation. Nach weiteren drei Kilometern überschritten wir wieder die Grenze Ägyptens. Nach abermals vier Kilometern hörte die Eisenbahn von Hafir auf, aber die Chaussee ging weiter bis Birintschi Habra. Sie ist von Bir es-Seba aus etwa 220 Kilometer lang, wurde im September, Oktober und November 1915 gebaut und ermöglichte uns mit einer Schnelligkeit von 70 Kilometern zu fahren.

In einer kleinen Bergkette links von der Straße tritt eine Süßwasserquelle, Ain el-Kuderat, zutage. Ihr herrliches Wasser wird in eisernen Röhren nach Kuseme geleitet. Hinter dem Tal Wadi el-Ain geraten wir zwischen niedrige Berge und Hügel und halten dann bald in Kuseme, wo der Mudir des Ortes, ein Araber, und einige türkische Offiziere unter einem Blätterdach, in dessen Schatten sogar eine Wasserkunst spielt, uns zu Mittag einladen.

Dann geht die Fahrt zwischen kleinen unbedeutenden Bergen nach Westsüdwesten weiter. Die Straße ist eng, erweitert sich aber allmählich zu einem durch höhere Hügelketten führenden Tal. Im Westen erhebt sich der Dschebel Helal. Bei Sonnenuntergang wird das Gelände offner, und die Berge erscheinen nur noch als mattdunkle Silhouetten; das macht der feine Staub, den ein ziemlich starker Nordwestwind aufgewirbelt hat. Zuweilen stehen kleine weiße, kegelförmige Zelte am Wege; sie sind die Wohnungen der Straßenarbeiter, braungebrannter Araber in gelben Turbanen und weißen und roten Beinkleidern. Nicht nur Proviant, auch Wasser muß ihnen auf Dromedaren und Mauleseln in kleinen eisernen Behältern oder in Ledersäcken zugeführt werden.

Das Land ist denkbar öde. Im Süden bildet es flache Geländewellen, im Norden erheben sich die zunehmenden Massen des Dschebel Helal. Seine verwitterten dunklen Kämme schicken zu beiden Seiten der Talmündungen ihre Ausläufer nach Süden. Bei Daika sind wir wieder in dem jetzt staubtrocknen Ablauftal des Wadi el-Arisch, das nördlich von unserer Straße und am Ostfuß des Dschebel Helal in eine schmale Schlucht, Er-Raka, mündet. Von dieser aus geht das Tal weiter nach Magdaba, wo wir es auf der Fahrt nach El-Arisch sahen.

Wir berühren die Ausläufer des Dschebel Helal und kommen dann wieder auf offenes Gelände. In rasender Geschwindigkeit durchqueren wir die trostlos öde Wüste, und lange Wolken Flugsand, der in schmalen gelben Strichen die Straße überquert, bezeichnen unsre Spur. Einzelne schild- oder halbmondförmige Dünen sind offenbar auf der Wanderung nach Süden begriffen; nicht der kleinste Rasenfleck behindert ihre Bewegungen; eine ist bis an die Straße vorgedrungen und streckt schon zwei Fühler über die Fahrbahn hin. Wir schneiden sie quer durch. Die Südabhänge der niedrigen Berge zur Rechten sind mit Flugsand bedeckt. Linkerhand sind die Berge unbedeutender und weiter entfernt. Der Dschebel Dschelek vor uns nimmt aber immer ansehnlichere Gestalt an.

5 Uhr 40 halten wir in Bir Hasana, wo uns eine Ehrenkompagnie empfängt. Der türkische Befehlshaber zeigt uns die Sehenswürdigkeiten des Ortes: zwei Süßwasser- und drei Salzwasserbrunnen, Motore und Sammelbecken zur Tränkung der Lasttiere, Telegraphenstation und Hospital. Eines der Gebäude war kürzlich von Fliegerbomben beschädigt worden.

Nach kurzer Rast ging die Fahrt weiter auf Ismailia zu. Jetzt näherten wir uns den englischen Linien, und ich sah mit einiger Spannung den nächsten Augenblicken entgegen. Auf weite Strecken hin verläuft die Straße schnurgerade; nur ab und zu windet sie sich um Hügel herum. Abermals wurden die Schatten endlos lang; die Sonne senkte sich wieder zum Horizont.

Rechts bog jetzt eine Kamelstraße nach dem 20 Kilometer

entfernten El-Hemme ab; sie ging von dort weiter nach Nordwesten bis zu einem Lagerplatz, wo Oberst Bischoff mit einem Regiment Hedschin, d. h. Reitern auf schnellaufenden Dromedaren, auf Vorposten stand. Südlich von unserer Chaussee führte eine andere Straße über Kalaat Nachl nach Suës. So hatten die Türken drei Fühlhörner nach Westen ausgestreckt: das nördliche nach Port Said hin kannten wir schon von unsrer Fahrt über El-Arisch und Bir el-Mesar; auf dem mittleren, nach Ismailia gerichteten, befanden wir uns jetzt; das südliche war das soeben erwähnte nach Suës hin.

Der Oberst befahl nun dem Chauffeur, die Geschwindigkeit herabzusetzen, und bei der Talsperre von Birintschi Habra machten wir halt. Eine gewaltige Steinmauer zog sich hier quer über die Talfurche; in dem so gebildeten Becken können nach heftigen Winterregen mehrere hunderttausend Kubikmeter Wasser aufgestaut werden. Noch ein kleines Stück wagten wir uns vor; dann aber befahl der Oberst zu wenden. Hätte eine englische Hedschin-Patrouille jetzt aufgepaßt, dann hätte sie ein Auto mit einigen feindlich gesinnten Insassen erwischen können; denn wir mußten eben jetzt einen Radring auswechseln, der beim Wenden geplatzt war. Es zeigte sich aber nichts als ein einsamer Soldat, der nach Westen marschierte; er hatte sich offenbar verlaufen, und der Oberst zeigte ihm den richtigen Weg. Wir wünschten ihm viel Glück zum Nachtquartier in der Wüste in freundlicher Nachbarschaft der Schakale und Hyänen.

Im Westen brannte der Himmel noch immer glutrot. Dunstige Wolken schwebten über dem Kanal. In anderthalb Stunden hätten wir Ismailia erreichen können, wenn die Chaussee so weit fertig gewesen wäre und wir Lust gehabt hätten, uns den Engländern auszuliefern.

Nun zündet der Chauffeur die Lampen an, und ich werfe noch einen letzten Blick auf das Land Gosen. Über der schwarzbraunen Wüste stehen in der Ferne die grauen Umrisse von Bergketten. Über ihnen dunkelt das sternenübersäte Bahrtuch der Nacht. Am Horizont aber glüht noch ein gedämpfter Widerschein der erlöschenden Abendröte.

Der Wagen ratterte los. Es war noch ein gutes Stück bis Hasana. Und dann begann für mich wieder die lange Fahrt über Bir es-Seba nach Jerusalem und die noch längere Reise zurück in meine Heimat.

37. Die Mekka-Karawane.

Auf der Rückreise von Jerusalem hielt ich mich noch einige Tage in Damaskus auf und hatte lange Unterredungen mit Dschemal Pascha. Am 2. September 1916 war ich Zeuge des Aufbruchs der großen Mekka-Karawane. Nach altem Brauch schickt der Sultan jedes Jahr kostbare Geschenke nach der heiligen Stadt. Mit Goldstickereien und Federn geschmückte Dromedare tragen die Kisten, die unter ihrer grünen Samtdecke die Geschenke des Sultans enthalten. Hohe geistliche Würdenträger nehmen an dieser Reise teil.

Seitdem die Hedschas-Eisenbahn bis Medina fertig ist, hat diese festliche Zeremonie etwas von ihrem malerischen Glanz verloren. Ehemals zog die Karawane den ganzen langen Weg durch Westarabien. Jetzt werden die heiligen Kamele aus Damaskus hinaus nur den zwei Kilometer langen Weg bis zum Hedschas-Bahnhof El-Kadem geführt. Reiter begleiten sie. Eine gewaltige Prozession folgt ihnen; die ganze Stadt ist auf den Beinen. Die majestätische Haltung der Kamele und ihre philosophisch-ernsten Blicke scheinen anzudeuten, daß sie sich ihrer hohen Aufgabe voll bewußt sind.

Ich fuhr voraus, und Dschemal Pascha lud mich in sein großes Zelt, das auf dem freien Platz vor dem Bahnhof errichtet war. Alle Paschas und die hohe Geistlichkeit von Damaskus hatten sich dort versammelt. Nach zwei Stunden langte die Karawane an, und das hohe, von Gold starrende Tabernakel, das sich auf dem Rücken eines königlichen Dromedars wiegte, wurde vor das Zelt gebracht.

Dschemal Pascha übergab im Namen des Sultans die Karawane den Händen, die sie nach Mekka leiten sollten, und segnete ihre Fahrt. Damit war die Feierlichkeit zu Ende. Die goldgefüllten Samtkisten wurden von den Kamelen gehoben und auf die Hedschasbahn verladen, die sie zunächst nach Medina befördern sollte.

Und dann? Ja, das wußte man im Augenblick noch nicht. Die türkischen Truppen zwischen den beiden heiligen Städten zogen sich soeben nach Süden zurück, und Mekka war in der Gewalt des aufständigen Scherifs und seiner englischen Freunde! In Damaskus war man sehr gespannt, wie der diesmalige Aufbruch der Karawane verlaufen werde. Wußte die mohammedanische Bevölkerung schon, daß Mekka für die Anhänger des Propheten nicht mehr erreichbar war? Kam es vielleicht zu einer Erhebung, zu der stürmischen Forderung, mitreisen zu dürfen, um endlich den heiligen Krieg gegen die Christen zu eröffnen, die es gewagt hatten, die Hand auf die Geburtsstadt des Propheten zu legen?

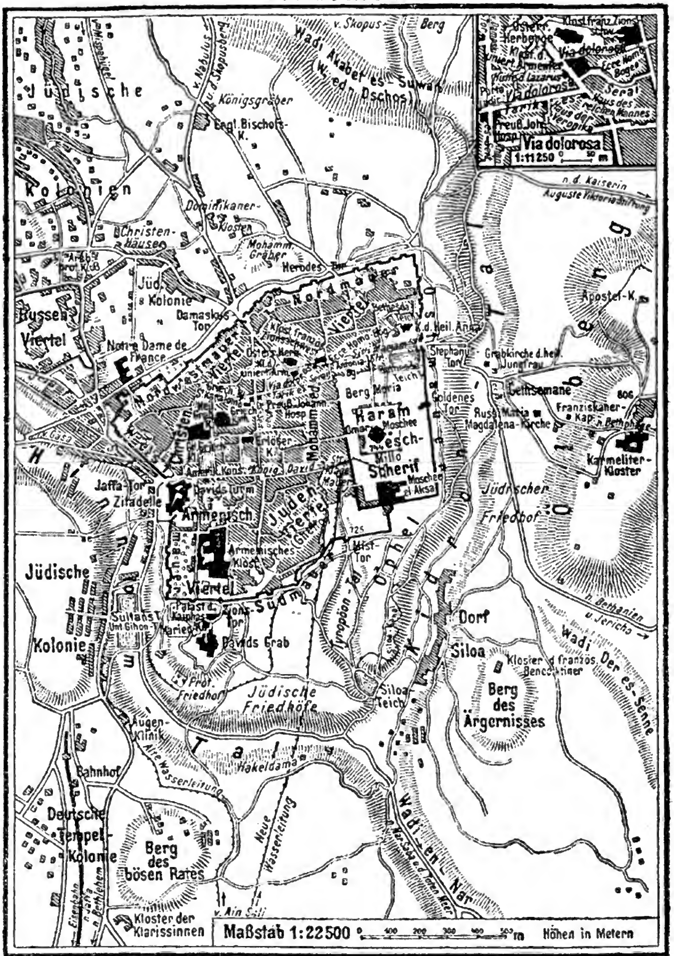
Nichts davon geschah! Alles blieb ruhig, obgleich die Gerüchte über den Verlust Mekkas die Stadt durcheilten. Orientalische Völker brauchen lange Zeit, um zu erwachen und sich zu besinnen. Die Aufruhrbewegung in Indien 1857 brauchte drei Jahre, ehe sie sich bis nach Damaskus verbreitete.

Es bleibt demnach abzuwarten, wie lange die Mohammedaner sich darein finden werden, daß ihre heiligste Stadt in fremder Gewalt ist. Hoffentlich erleidet Englands Orientpolitik auch in Mekka dieselbe Niederlage wie an den Dardanellen, bei Kut el-Amara und in Saloniki. Der Trumpf, den es durch den Besitz von Mekka in der Hand zu haben glaubt, ist vielleicht nur scheinbar. Einstweilen mag er auf die indischen Mohammedaner von einiger Wirkung sein. Im türkischen Asien kann er das völlig zerstörte Ansehen Englands nicht wieder herstellen. In der ablehnenden Antwort der Entente-Mächte auf das Friedensangebot Deutschlands und seiner Verbündeten sieht Dschemal Pascha nur eine verstärkte Bürgschaft dafür, daß Mekka dem türkischen Reich erhalten bleiben wird und die englische Brücke von Ägypten nach Indien dem baldigen Einsturz nahe ist.

Sven Hedins Werke.

Der Name Sven Hedin ist ein Programm, ein Kennwort für Reiselust und Forscherdurst, für Wagemut und Unerschrockenheit (Schlesische Ztg.). Hedins Verdienst ragt über die Fachwissenschaft riesengroß empor; er lehrt uns neue Teile der Erde mit den Augen des Kulturmenschen sehen. Mit um so größerer Freude bekennen wir das, als er selbst erklärt hat, daß die Wurzeln seiner Wissenschaft in deutschem Boden stecken (Konservative Monatsschrift). Von allen Forschungsreisenden der Gegenwart steht er uns menschlich am nächsten, denn es gibt keinen andern, der sich so unbefangen und vielseitig zeigt (Neue Hamburger Ztg.). Seine Erzählerkunst ist von einer zwingenden Objektivität; er berichtet die gefahrvollsten Abenteuer, die merkwürdigsten Wunder mit solcher Selbstverständlichkeit, daß man den schweren Ernst seiner Aufgabe oft verschwinden sieht. Es gibt wohl in der heutigen Reiseliteratur wenig Werke, die wissenschaftlich so bedeutsam und dabei als reine Unterhaltungsmittel so plastisch und fortreißend sind (Berliner Tageblatt). Er versteht es meisterhaft, im leichten Plauderton seine wissenschaftlichen Ergebnisse mitzuteilen, so daß man belehrt wird, ohne es zu merken (Vorwärts). An Hedin am meisten zu schätzen ist jedoch die geradezu geniale Art, wie er uns all die fremden Menschen, die entweder die wechselvollen Schicksale seiner Reisen teilten oder ihm auch nur flüchtig begegneten, vertraut und lebendig macht. Diese lebensvolle Menschenschilderung bildet unbedingt den Gipfelpunkt seines schriftstellerischen Könnens (Rud. Greinz im Deutschen Literaturspiegel). Wohl kein Geograph unserer Tage versteht es wie Hedin, die Resultate großer wissenschaftlicher Fragen mit dem liebevollen Auge des edlen Menschen zu sehen und zu schildern (Echo der Gegenwart). Zu alledem kommt noch, daß Hedin nicht nur ein Meister der geographischen Wissenschaft, eine auch in ihrer reinen Menschlichkeit interessante und fesselnde Persönlichkeit und glänzender Darsteller, sondern auch ein virtuoser Zeichner und Aquarellist ist und seine Werke nicht nur mit vortrefflichen Photographien, sondern auch mit einer Menge individuell gesehener Figuren- und Landschaftsbilder schmücken konnte (Düsseldorfer Ztg.).

Jerusalem



F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt in Leipzig